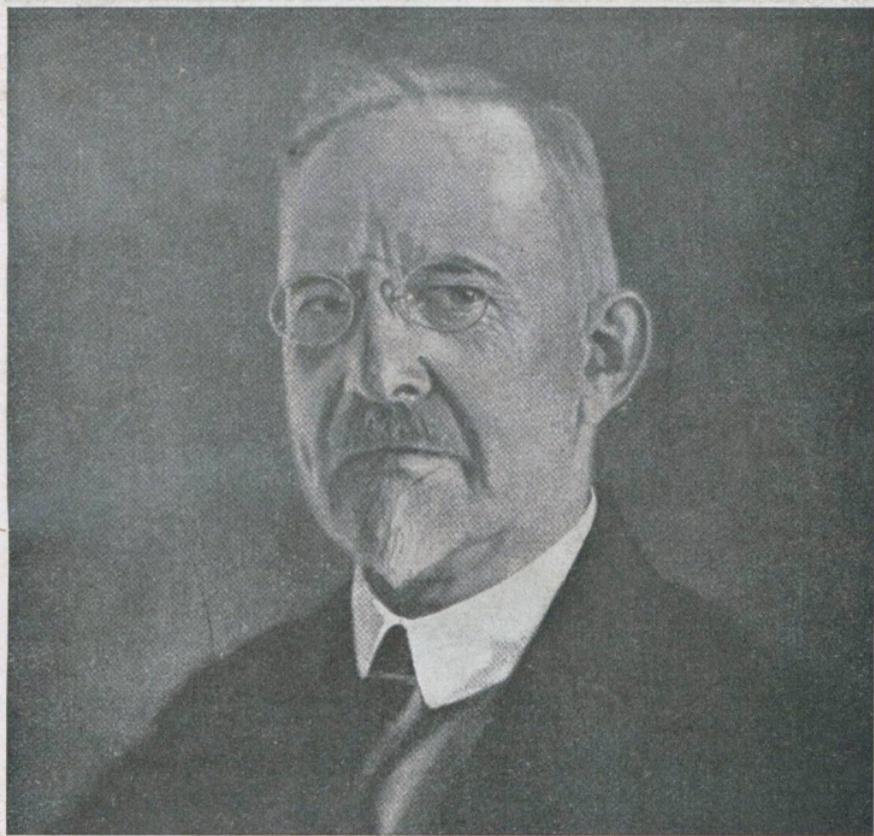


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



D. Walter Michaelis

*Nachlese
von jahrzehntelangem Dienst
auf dem Acker des Evangeliums*



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

D. Walter Michaelis

hat in jahrzehntelangem, gesegnetem Dienst als Gemeindepfarrer, Missionsinspektor, freier Evangelist, Dozent an der theologischen Schule in Bethel und als Vorsitzender des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes eine reiche Erfahrung sammeln dürfen. Sein Lebensweg hat ihn mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten zusammengeführt. Als Vertreter eines echten biblischen Pietismus, gepaart mit theologischem Weitblick und kirchlichem Verantwortungsgefühl, hat er an der Gestaltung und Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung entscheidenden Anteil gehabt und sich um ein positives Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft bemüht. Bereits vor Jahren legte Michaelis seine „Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium“ schriftlich nieder. Die vorliegende „Nachlese“ stellt keinen Auszug aus jenem Werk, sondern, bei nur vereinzelt unvermeidlichen Überschneidungen, etwas völlig Neues dar. Dabei läßt uns der Verfasser auch in sein persönliches Erleben und Begegnen in Dienst und Familie sowie in seine seelsorgerliche Tätigkeit hineinschauen. Über allem Erzählten liegt die Abgeklärtheit eines reifen und sich vollendenden Lebens.

**Achtunddreißigster Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes**

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|---------|--|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| „ 2 | Pastor Dr. Wilhelm Busch |
| „ 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| „ 4 | Carl Hilty |
| „ 5 | Samuel Keller |
| „ 6 | Baronin Wurmb von Zink |
| „ 7/8 | Matthias Claudius |
| „ 9/10 | Mathilda Wrede |
| „ 11 | Heinrich Jung-Stilling |
| „ 12/13 | Paul Gerhardt |
| „ 14 | Johann Sebastian Bach |
| „ 15 | Schwester Eva von Tiele-Winckler |
| „ 16/17 | D. Otto Funcke |
| „ 18/19 | Toyohiko Kagawa |
| „ 20 | Curt von Knobelsdorff |
| „ 21 | Henriette Freifrau von Seckendorff |
| „ 22/23 | Jakob Gerhard Engels |
| „ 24 | Elias Schrenk |
| „ 25/26 | Markus Hauser |
| „ 27/28 | Ludwig Richter |
| „ 29/30 | Ludwig Hofacker |
| „ 31/32 | Gräfin Waldersee, Tante Hanna,
Mutter Fischbach |
| „ 33/34 | Johann Friedrich Oberlin |
| „ 35/36 | Franziskus von Assisi |
| „ 37 | Charles Haddon Spurgeon |
| „ 38 | D. Walter Michaelis |
| „ 39 | Pestalozzi |

Die Reihe wird fortgesetzt

D. Walter Michaelis

Nachlese von jahrzehntelangem Dienst
auf dem Acker des Evangeliums



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN-BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
I. Die Familie	7
II. Schule und Universität	10
III. Erste Jahre im Amt	13
IV. Verlobung und Ehe	25
V. Unter Amtsbrüdern	27
VI. Verschiedene Methoden der Seelsorge	33
VII. In Zusammenarbeit mit Bodelschwingh Vater und Sohn	38
VIII. Meine Verbindung mit der Gemeinschafts- bewegung	46
IX. Im Kampf mit dem Schwarmgeist	59
X. Die Ravensberger und Siegerländer Erweckungsbewegung	61
XI. Ich und mein Bruder Esel	66
XII. In einer Segensstätte am Zürichsee	72
XIII. Zum Beschluß	77

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1952

1.—7. Tausend

Printed in Germany

Druck der Brühlschen Universitätsdruckerei, Gießen

Vorwort

Im Jahre 1939 gab ich ein Buch heraus „Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium“. Es enthielt die Schilderung meiner Lebensarbeit. Das vorliegende Buch ist eine Art Ergänzung des vorigen und trägt vielfach mehr persönlichen Charakter. Es wird unvermeidlich sein, daß einiges in diesem neuen Buch Gesagte sich überschneidet mit dem in dem genannten Werk Geschilderten; aber es wird genug des Neuen bringen. Und ich hoffe, daß in den kurzen Abschnitten ein Körnchen Salz und die Möglichkeit einer Segnung für den Leser liege. Das ist meine Bitte zu Gott.

D: W. Michaelis

I. Die Familie

Auf dem Weizacker im Kreise Pyritz liegt ein schönes Bauerngut, mit dem das Frei- und Lehnschulzengericht verbunden war. Damit wurde im Jahre 1609 mein Vorfahr Joachim Michaelis betraut. Das Gut blieb über 300 Jahre im Besitz der Familie. Der letzte Michaelis vererbte es einer Tochter, die einen Gutsbesitzer heiratete und das elterliche Erbe verkaufte. So kam das Gut aus den Händen der Familie. Die Familie hatte sich schon lange zuvor in einen pommerschen und einen neumärkisch-schlesischen Zweig geteilt. Diesem entsproß eine bedeutende Persönlichkeit: Friedrich Gottlieb, geb. 1727. Friedrich der Große machte ihn zu seinem Minister für das Finanz- und Postwesen, er war der einzige bürgerliche Minister unter Friedrich II., die rechte Hand des großen Königs bei seinen weitausschauenden Plänen der Kolonisation und Urbarmachung. Er starb schon 1781. Der König schrieb auf die Todesanzeige: „ist sehr schade“. Ein rastloser Arbeiter, hatte er seine Kräfte frühzeitig verzehrt.

Ein Zweig der Familie Michaelis wurde also nach Schlesien verpflanzt. Dem schlesischen Zweig der Familie entstammen meine direkten Vorfahren. Mein Urgroßvater war Hof- und Kriminalrat zu Glogau, der Großvater ebendasselbst Oberlandesgerichtsrat. Mein Vater war auch Jurist und wurde wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten (für die damalige Zeit) frühzeitig Rat am obersten Gericht der Provinz Brandenburg. Er

war vermählt mit der Tochter eines Geschlechts von altem, schlesischen Adel, Henriette von Tschirschky-Bögendorff (aus dem Hause Peucke). Ihr Vater hat eine überaus merkwürdige Lebensgeschichte gehabt. Als Leutnant bei den Gardehusaren in Potsdam bekehrte er sich zu Gott aus einem ganz weltlichen Leben. Die entstehenden Konflikte führten zu seiner Verabschiedung. Die letzte Zeit seines Lebens verlief daher sehr eigentümlich. Eifer für Jesus verzehrte ihn. Der Konflikt mit den Behörden brachte ihn ins Gefängnis, wo er nach zwei Wochen starb. Ich zeichne dies Leben nur in diesen kurzen Strichen, weil es ausführlicher schon in vier Büchern zu lesen ist: in meinem oben erwähnten Buch — in dem Buch meines Bruders Georg „Für Staat und Volk“ — und in dem Buch von Langewiesche „Heimat und Jugend“, dessen Großvater als Arzt sich des Gefangenen angenommen hat, und von Prof. Fabricius. Carl von Tschirschky starb vor Geburt seiner Tochter Henriette. Aber seine Frau war ihm ebenbürtig. Ihre Tochter wurde im Glauben erzogen.

Die Ehe meiner Eltern war eine sehr glückliche, währte aber nur 12 Jahre. Sie war mit sieben Kindern gesegnet, 5 Söhnen und 2 Töchtern. Ich als Jüngster wurde 1866 geboren. Das war das Jahr, wo während des preußisch-österreichischen Krieges in Böhmen die Cholera ausbrach, deren Ansteckungskeime dem Fluß der Oder folgten. Wir lebten in Frankfurt. Der Vater fragte den Arzt, ob Baden im Fluß gefährlich sei. Er verneinte es, man wußte damals von den Zusammenhängen noch nichts. Der Vater ging in der Morgenfrühe baden,

leitete danach eine Gerichtssitzung, fühlte sich schlecht, als er heimkam, legte sich und war nach acht Stunden tot. Er hinterließ die Witwe 33jährig mit sieben Kindern von 11— $\frac{1}{4}$ Jahren. Doch sie war eine betende Witwe. Die Witwen-Pension auch eines höheren Richters war bescheiden. Aber gütige Freunde halfen. Und die Mutter erlebte manche wunderbare Hilfe. Kurz vor seinem Tode, ohne eine Ahnung von dessen Nähe, hatte unser Vater zu ihr gesagt: Soll ich monatlich etwas auf die Sparkasse tun oder mich in eine Lebensversicherung einkaufen? Bei seiner großen Arbeitskraft konnte er nämlich neben seinem Richteramt noch zwei Nebenämter verwalten, so daß seine Einnahmen hoch waren. Ohne besonderes Besinnen entschied sich die Mutter für die Lebensversicherung. Ich glaube, die Prämie war nur einmal bezahlt, da starb der Vater und der Mutter fiel ein Kapital zu, von dem drei ihrer Söhne später studieren konnten: der eine, der spätere Reichskanzler, Jura, ein anderer, am Schluß seiner Laufbahn Mitglied des Provinzialschulkollegiums für Berlin und Brandenburg, Herausgeber lange gebrachter Schulbücher, Philologie, und ich Theologie. Mein ältester Bruder wurde Infanterieoffizier und ist als General gestorben, ein anderer Marineoffizier, er ist in jungen Jahren auf einer Auslandsreise einer schweren Krankheit erlegen. Die Töchter heirateten und wurden Mütter kinderreicher Familien. Als unsere Mutter starb, schrieb ein Verwandter: Die Namen, die unter der Todesanzeige stehen, sind das Denkmal, das ihr gesetzt ist. — Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt! Das Andenken der Gerechten bleibt in Segen.

II. Schule und Universität

Ich besuchte in Frankfurt an der Oder von Sexta bis Oberprima das staatliche Friedrich-Gymnasium, dem eine dreiklassige Vorschule angegliedert war. Ich durchlief die Schule ohne Aufenthalt bis zum Abitur. Ich erinnere mich nicht, daß sie mir außer dem zum Abitur nötigen Wissen innere Werte vermittelt hätte.

Warum habe ich eigentlich mich für das Theologiestudium entschlossen? Ich muß es offen sagen: ich weiß es nicht. Es begab sich einfach so. Weder besondere Erwägungen oder Vorliebe noch Glaubensimpulse waren die Ursachen. Sicherlich haben die Gebete meiner Mutter dahinter gestanden, für die ich ja, nachdem die älteren Brüder ihren Beruf erwählt hatten, der letzte war, durch den sich ihre Hoffnung, ein Sohn möchte Theologe werden, erfüllen konnte. Aber sie hat mich nie irgendwie zu beeinflussen gesucht oder mir zugeredet. Es blieb für sie eine Sache zwischen Gott und ihr. Man kann von besonders entschiedenen Christen die Forderung aufgestellt hören, es solle kein Unbekehrter zum Studium der Theologie zugelassen werden. Erstens ist die Feststellung dieser Tatsache ein zartes Ding. Zweitens liegt auch darin noch nicht Gewähr eines gesegneten Fortganges. Vor allem aber lehrt mich mein Beispiel, daß man ohne Kenntnis und Erfahrung von dem, was Bekehrung und Wiedergeburt ist, studieren und Pastor werden und dann von Gott mit dieser Erkenntnis erst im Amt begnadet werden kann. So ist es mit sehr vielen

Pastoren gegangen. Gottes Führung hat schon manchen auf diese Laufbahn gebracht, dessen dereinst gesegnete Tätigkeit schon vor Seinen allwissenden Augen stand. Jedenfalls weiß ich, der ich ohne klare Impulse in das Studium eintrat, daß es der mir von Gott gegebene Beruf war und ich ihm nicht genug dafür danken kann, daß er mich hineinführte.

So bezog ich dann nach Erledigung des Abiturs 18 $\frac{1}{2}$ Jahre alt die Universität Halle, an der ich mein erstes Semester verbrachte. In Halle lehrte Martin Kähler. Aber ich war zu jung und unreif, um seine Tiefe zu fassen, wenngleich seine Persönlichkeit mir höchst eindrucksvoll war. In Leipzig, wo ich die nächsten drei Semester zubrachte, lebte noch das Dreigestirn: Luthardt (Dogmatik), Delitzsch (Altes Testament), Kahnis (Kirchengeschichte). Dieser Kirchenhistoriker las zum letztenmal als ein schon sehr gealterter Mann und machte leider schon mehr den Eindruck eines Mummelgreises. Entscheidende Eindrücke nahm ich von Leipzig nicht mit. Gottes Stunde hatte noch nicht geschlagen. Das darauf folgende Wintersemester galt der Reichshauptstadt. Hier hatte ich von vornherein den Plan, in der Hauptsache meinen Gesichtskreis zu erweitern durch Teilnahme an allem, was Berlin in mannigfacher Hinsicht bot. Den Schluß machte Greifswald. Hier traf ich den Mann, der mich am tiefsten beeindruckt hat, Hermann Cremer, den Herausgeber des biblisch-theologischen Wörterbuches, welches damals ein Standardwerk war. Zunächst staunte ich die Arbeitskraft dieses Mannes an. Er war erstens ordentlicher Professor,

zweitens Pfarrer der großen Mariengemeinde, drittens Mitglied des Konsistoriums und Berater des preußischen Kultusministers für Besetzung der theologischen Lehrstühle. Und als der alttestamentliche Kollege für ein ganzes Semester erkrankte, sprang er sofort mit einer Psalmenvorlesung ein. Auch in seinen Vorlesungen konnte er die Studenten mit großem Ernst ansprechen. Das Bedeutendste waren aber für mich seine sonntäglichen Predigten in der Marienkirche. Sie waren zunächst von einer für einen akademischen Lehrer bemerkenswerten Einfachheit. Zum andern war stets Christus die Mitte. Und dann schonte er uns Studenten wahrlich nicht. Ich besinne mich, wie er einmal mit großem Ernst in die Kirche hinein rief: „Ihr Studenten, seid Ihr für die Umgebung von Greifswald ein Segen oder ein Unsegen?“ Da hat wohl mancher Student wegen Kneipereien und unschön verlaufenden Tanzveranstaltungen auf den Dörfern ringsum sein Haupt gesenkt. Aber zur lebendigen Glaubensverbindung mit Gott und Seinem Sohne half mir auch dieser bedeutende Theologe und Prediger nicht.

III. Erste Jahre im Amt

Im Herbst 1888 machte ich vor dem Berliner Konsistorium das erste theologische Examen. Aber was nun? Das Kirchenregiment ließ damals den Kandidaten seinen weiteren Weg selber suchen. Ein alter Freund unseres Hauses, ein frommer Jurist, wies mich mit einem Gruß von sich an Generalsuperintendent Braun, den früheren,

so geliebten Pfarrer am Evangelischen Gymnasium in Gütersloh. Braun riet zum Lehrvikariat. Diese Einrichtung, statt in einem Predigerseminar bei einem Pfarrer ein Jahr lang lernend tätig zu sein, war gerade damals von der Ev. Kirche in Preußen eingerichtet worden. So schickte mich Braun zu dem betreffenden Referenten im Konsistorium. Und nach wenigen Tagen erhielt ich den Auftrag, mich gleich bei dem Superintendenten Vorberg in Schöneberg bei Berlin als Lehrvikar zu melden. Die Schöneberger Pfarrstelle hatte damals mehrere Eigentümlichkeiten an sich. Zunächst die Kinderzahl des Pfarrherrn: 5 Söhne und 5 Töchter, die beiden ältesten schon in erwachsenem Alter. Dann hinter dem Pfarrhaus ein schöner, großer Park, wirklich ein Park, mit hohen Bäumen — und das in Berlin —, und endlich bezog noch der Vorgänger meines Superintendenten ein unvorstellbar großes Gehalt! Schöneberg war einst ein Dorf, eine Stunde vor dem Potsdamer Tore Berlins. Jetzt streckte das schnell wachsende Berlin seine Arme nach den Äckern aus, die meist aus dürrer märkischem Sand bestanden. Die Preise schnellten in unsinniger Weise in die Höhe. Auch Stücke des Pfarrackers wurden verkauft. Die Nutzung des Erlöses stand rechtlich dem Pfarrer zu. So betrug sein Gehalt 27000 M. Seinem Nachfolger (Vorberg) wurde es, wie sich gebührt, auf ein Bruchteil herabgesetzt.

Sup. Vorberg war eine stattliche Gestalt, groß und breit. Im Knopfloch hing das Eiserne Kreuz, das er als Militärpfarrer im Kriege 70/71 erhalten hatte. Er hatte Beziehungen zum Hause Bismarck und war künst-

lerisch und literarisch interessiert. Regelmäßig besuchte er das Atelier eines bedeutenden Berliner Künstlers, um unter dessen Anleitung zu malen. Für die Kreuzzeitung war er Rezensent für die schöne Literatur. Er war ein begabter Redner. Gegen mich war er väterlich und gütig. Und ich war viel in der Familie (ich hatte schräg über die Straße mein eigenes Zimmer). Zeit widmete er mir nicht, etwa zu gemeinsamer Lektüre eines theologischen Werkes. Aber er nahm mich stets, wo es angängig war, mit in Sitzungen, kirchliche Vereinigungen usw., so daß ich Neues sah und lernte.

Sup. Vorberg hatte sehr den Wunsch, mein Vikariat möchte um ein zweites Jahr verlängert werden. Die Kirchenbehörde lehnte es ab. Da versuchte er einen anderen Weg, zum Ziele zu kommen. Er wartete einige Monate, bis ich mein 2. Examen gemacht hatte. Und während der beiden Tage, in denen ich im Examen schwitzte, erreichte er auf einem Rundgang bei den Kirchenältesten durch den Einsatz seiner starken Persönlichkeit, daß sie die Gründung einer Hilfspredigerstelle beschlossen, die es bis dahin in der Gemeinde noch nicht gab. Das Konsistorium genehmigte es. Und da wenige Tage danach eine Ordination mehrerer Kandidaten vorgesehen war, wurde ich ihnen zugesellt und in der Domstiftskapelle durch Oberhofprediger und Generalsuperintendent Kögel ordiniert. Bei der Schnelligkeit, mit der das alles ging, hatte man übersehen, daß ich noch nicht das kanonische Alter für die Ordination besaß, nämlich 25 Jahre. Ich war erst in jenen Tagen 24 geworden. Nun, das ließ sich aufheben durch eine nach-

trägliche Ausnahmegenehmigung. Aber von einer ganz anderen Seite kam ein unerwartetes Hindernis. Einige Mitglieder der größeren Gemeindevertretung bewogen, wobei wohl persönliche Intrigen mitspielten, die anderen Mitglieder dieser Körperschaft, Einspruch gegen die Begründung einer Hilfspredigerstelle zu erheben, da sie an dem Beschlusse hätten beteiligt werden müssen. Das Konsistorium gab ihnen recht. Und so erhielt ich in bürokratischem Stil ohne Begründung die Mitteilung: „Sie haben sich jeder Amtshandlung in der Gemeinde Schöneberg zu enthalten“, was fast so klang, als hätte ich silberne Löffel gestohlen. So wanderte ich also bei jedem Ausgang auf den Straßen Schönebergs als ein von der Stelle entsetzter Hilfsprediger, was nicht angenehm war. Aber das Konsistorium entschädigte mich bald. Es gab mir die Hilfspredigerstelle auf dem Gesundbrunnen, die durch die dortigen Umstände von besonderer Art war. Der Gesundbrunnen bildete damals gegen Pankow hin das Ende von Berlin. Einige Straßen nahmen allmählich einen ländlichen Charakter an und verloren sich in Wiesen und Kiefernwäldern. Aber die Gemeinde betrug 30000 Selen. Und dafür gab es nur einen Pfarrer und einen Hilfsprediger. Der Pfarrer, aus dem Rheinland nach Berlin gewählt, war ein ausgesprochen liberaler Theologe und außerdem etwas trocken in der Predigt. Dem entsprach der Kirchenbesuch. Aber er war ein wirklich liberaler Mann und behandelte mich nicht, wie viele Hilfsprediger in Berlin behandelt wurden, indem sie nämlich das machen mußten, was der Pfarrer nicht machen wollte, sondern er sagte zu mir: Sie haben einen

ganz selbständigen Bezirk, und wir wechseln regelmäßig in den Gottesdiensten. Auch sonst hat er mir trotz unserer verschiedenen theologischen Stellung viel Freundlichkeit erwiesen. So hatte ich mein erstes Amt und arbeitete unbekümmert um die Probleme, die sich in der Gemeindefrage für eine so große Gemeinde ergaben, frisch darauf los.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, das ich zwar schon in „Erkenntnisse und Erfahrungen“ geschildert habe, das aber für mein persönliches Leben von solcher Wichtigkeit war, daß es hier nicht fehlen darf: die *viva vox evangelii* (die lebendige Stimme des Evangeliums) traf mein Herz, und ich wurde ein neuer Mensch und Prediger. In meinem erwähnten Buche habe ich darüber berichtet:

Um jene Zeit machte ein im Druck erschienener Vortrag Aufsehen, den der Generalsuperintendent Braun in Berlin unter dem Titel „Die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für ihre Amtswirksamkeit“ gehalten hatte. Auch ich las ihn. Ich kam an die Stelle, wo Braun von einer rein psychischen Virtuosität, das Leben aus Gott aufzufassen und sich in dasselbe hineinzuempfinden, spricht. Diese Fähigkeit, sagt er, ist jetzt weitverbreitet, nämlich sich für . . . Kanzelzwecke . . . in Empfindungen der Buße, des Glaubens und der Liebe zu versetzen. Vorher hatte er von dem Gespräch mit einem Bauern seiner westfälischen Heimat geredet, dessen Gemeinde Jahrzehnte von einem Pfarrer „gequält“ worden sei. Auf die Frage: habt ihr nicht für ihn gebetet, hatte der Bauer geantwortet: wohl; aber die Bekehrung von

Pastoren, die schon lange im Amt sind, ist eine sehr schwere Sache. Braun erklärte nun in seiner erwähnten Schrift diesen Ausspruch damit, daß mit dem soeben geschilderten Mißbrauch des Heiligen ein geheimes Gericht der Verstockung angehe. — An diesen Worten von der psychischen Virtuosität, vom Anempfinden, wurde mir klar, so steht es bei mir. Ich erschrak vor der Möglichkeit, dem Gericht einer geheimen Verstockung anheimzufallen. Sicherlich, ich hatte in ehrlicher Überzeugung gepredigt, ich hatte stets Gott um seinen Beistand gebeten, oft aus der Not heraus dringend, ich war vom Bibelwort ausgegangen. Aber zumal in der Anwendung, da war ich jener gefährlichen „Virtuosität“ anheimgefallen. Und so hatte ich oft geredet wie einer, der an den Heilsgütern des Evangeliums wer weiß wie viele Erfahrungen gemacht hatte und darin nun lebte — ganz recht; aber nur — so könnte man vergleichsweise sagen — in einem dichterischen Mitfühlen und Anempfinden von vielem, was man ja in seinem Leben in christlicher Beziehung schon gehört und gelesen hatte. Das trug man in ehrlicher Überzeugung vor wie sein echtes Eigenes, und vieles war doch, recht verstanden, Schein. Kein Prediger der heutigen Zeit unterschätze diese Gefahr, weil er meint, sie hänge mit dem Individualismus und Psychologismus einer überwundenen Zeit zusammen. Besteht nicht für jeden Prediger die Gefahr, daß er, was nur seine Erkenntnis erfaßt hat und sein Wille bejaht, vorträgt, vielleicht mit viel Wärme des Herzens, nur daß er entweder noch nie durch lebendig gewordenes Wort erleuchtet ward oder daß er ohne dies Licht

predigt? Mit der Erkenntnis dieses Zustandes war sofort auch die Frage nach echter, begründeter Heilsgewißheit gestellt. Aus der nun gewonnenen Klarheit beschloß ich, beim Predigen auf keinen Fall über meinen eigenen inneren Stand hinauszugehen. Die Predigt des nächsten Sonntags ist nach Text und Inhalt ein Wort der Sehnsucht, des Fragens, des Suchens. Warum ich der darauf folgenden Johannes 15 zugrunde zu legen wünschte, weiß ich nicht. Nur das ist mir unvergeßlich, unter dem Lesen des Kapitels, dessen reicher Inhalt schon bald ein Halt bei einem der früheren Verse als Einschnitt für einen bis dahin reichenden Text nahegelegt hätte, wurde ich wie von einem inneren Zug getrieben, noch weiter zu lesen, bis meine Augen an den Anfang des 16. Verses kamen: ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. Da gefiel es Gott, dies Wort unmittelbar mit Licht und Leben wirkender Kraft in meinen Geist zu senken. Ich erkannte, was freie Gnade ist, und konnte glauben an Vergebung und Erwählung auch für mich. Tags darauf predigte ich über Johannes 15, 1—16. Ich blieb nicht am letzten, mir so bedeutungsvollen Vers hängen, zog den ganzen Text in Betracht. Aber ich finde im Manuskript die Worte: „Seine Liebe ist sicherer als unser Zweifel, fester als unser Schwanken, beständiger als unser Bangen, höher als unsere Vernunft; nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ Und kurz vorher den Satz: „Ich kenne jemanden, dem ist das sehr schwer geworden zu glauben, und es hat lange gedauert, bis er zur Freude kam. Aber bei diesem Wort: nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe

euch erwählt, ist's helle im Herzen geworden“. Am Nachmittag dieses Sonntags, des sechsten nach Trinitatis, im Jahre 1891, traf ich mit dem prächtigen Inspektor der Christlichen Gemeinschaft St. Michael, Figge, der in meiner Gemeinde wohnte, zusammen; er sagte: wenn Sie alle Sonntage so predigen wie heute, dann dürfen Sie Gott einmal sehr dankbar sein. Er hatte den neuen Ton gehört.

(Soweit aus „Erkenntnisse und Erfahrungen“)

Auf dem Gesundbrunnen in der Stettiner Straße stand eine kleine Kapelle, in der ein Berliner Stadtmissionar predigte, sonstige Versammlungen hielt, Vereinsarbeit veranstaltete usw. Die Kapelle war gebaut von der Gräfin Waldensee, der Gemahlin des Chefs des großen Generalstabes. Als Weihnachten herannahte, hatte sie dem Stadtmissionar zugesagt, zur Weihnachtsfeier zu erscheinen. Und er forderte mich auf, auch zu kommen und eine Ansprache zu halten. So erwartete ich also die Gräfin Waldersēe anzutreffen, von deren Eifer um Jesu Sache ich schon manches Mal gehört hatte. Aber als ihre Equipage vorfuhr, entstieg ihr nicht nur die Gräfin, sondern auch ihr Gemahl in Uniform. Er wohnte dann der Feier bei, mit Ansprache des Stadtmissionars und der meinigen, Deklamationen von Kindern und was an solchen Abenden veranstaltet zu werden pflegt. Dies alles mitzumachen, mußte der vielbeschäftigte Mann schon ein gut Teil Zeit hergeben. Aber die Gräfin wandte sich noch nicht zum Gehen. Ein paar alte Mütterchen mußten ihr noch das Herz ausschütten,

und jedes hörte sie liebevoll an. Dem Grafen wurde es ein bißchen lang. Er ergriff den Muff seiner Frau, der in greifbarer Nähe lag, trat hinter sie und hielt ihr ohne ein Wort mit freundlichem Gesicht den Muff vor die Hände. Aber die Gräfin tat, als sähe sie es nicht. Erst mußten die Mütterchen befriedigt werden. In späteren geschichtlichen Büchern über die Zeit Kaiser Wilhelms II. wird auch stets der Graf Waldersee erwähnt. Man wirft ihm vor, sehr ehrgeizig gewesen zu sein und seinen Ehrgeiz darauf gerichtet zu haben, einmal Bismarcks Nachfolger zu werden. Darüber kann ich mir kein Urteil erlauben. Aber ich empfand es doch als einen schönen Zug, daß der Chef des großen Generalstabes der deutschen Armee seine Frau begleitete in eine arme Straße am Rande von Berlin, um dort in der bescheidenen Stadtmissionskapelle diese Feier mitzumachen. Im späteren Leben, als Graf und Gräfin Waldersee in Hannover wohnten, wo er ein hohes militärisches Amt, das aber praktisch Kaltstellung war, bekleidete, begegnete ich ihm und seiner Frau noch einmal in einer Bibelstunde, die ich im CVJM hielt, auch hier also wieder an einem Ort, auf dem nicht der Glanz der Anerkennung der Großen dieser Welt liegt.

Der Sommer 1891 brachte mir einen Erholungsaufenthalt in Amrum und dort die Bekanntschaft zweier kirchlich angesehener Persönlichkeiten aus Bielefeld. Als dort in der Neustädter Gemeinde eine zweite Pfarrstelle gegründet wurde, nannten sie dem bisher einzigen Pfarrer meinen Namen, und ich wurde gewählt. Herbst 1892 begann dann jene Gemeindegemeinschaft in Bielefeld, an die ich

immer wieder mit bewegter Freude denke. Es war wie ein Frühling. Und noch heute habe ich lebendige Verbindung mit einer Anzahl nun schon alter Menschen, die damals den Glauben fanden. Wer lesen möchte, wie mein Weg weiter ging als Inspektor der Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, als freier Evangelist, dann wieder als Pfarrer an der gleichen Bielefelder Gemeinde und schließlich als Mitarbeiter an der Theologischen Schule in Bethel, zugleich betraut mit dem Vorsitz im Gnadauer Verband und dann ausschließlich für diese Arbeit allein freigestellt, der kann es lesen in dem eingangs genannten Buch „Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium“.

Sehr bald nach Antritt meines Bielefelder Pfarramtes kam der schon vorher eingeladene Prediger Schrenk zu einer 15tägigen Evangelisation nach Bielefeld. Ich besuchte möglichst jede seiner Abendversammlungen und Bibelstunden. Dabei wurde mir klar, daß bei ihm das Wort vom Kreuz noch eine ganz andere Rolle spielte als bei mir in meinen Predigten. Ich konnte ja nun Gottes frei schenkende Gnade mit voller Freudigkeit verkündigen und selbstverständlich im Namen Jesu, des Gekreuzigten und Auferstandenen. Aber hier bei Schrenk war es noch anders. Ich ging in seine Sprechstunde und sagte ihm, was mich bewege. Er machte nicht viel Federlesens mit mir, sondern sagte kurzweg: „Warten Sie nur, bis Sie den Schmutz im eigenen Herzen und in der Welt immer klarer erkennen. Dann wird das Kreuz wie von selbst immer mehr Ihre Zuflucht und Stern und Kern Ihrer Verkündigung“. So war es auch.

Und dazu kamen dann die persönlichen Führungen. Und das Ganze darf ich wohl als eine Vorbereitung auf meinen Gnadauer Dienst ansehen, um auch den Brüdern in der Gemeinschaftsbewegung, sofern sie es noch nötig hatten, zu helfen, für ihr Glaubensleben doch ja kein anderes Fundament zu haben als die Vergebung der Sünden — diese aber nicht verstanden als ein Übersehen der Sünden seitens Gottes, sondern als die Frucht der Gerechtigkeit durch den Glauben und Versetzung in einen neuen Stand; vergleiche Römer 3, 23—26 und 4, 5—8 und 2. Cor. 5, 17 ff. Ich bin im späteren Leben mit Brüdern der verschiedensten konfessionellen Zugehörigkeit, vom Darbysten bis zum strengen Lutheraner, zusammengetroffen, habe aber gefunden, wo zwischen uns das gleiche Fundament der Vergebung der Sünden war, da war wie von selbst die Brüderlichkeit vorhanden. Und immer, wenn es Brüder waren, welche Rechtfertigung und Heiligung auseinanderrissen und die zweite als eine höhere Stufe ansahen, da hatte ich immer die Empfindung, es ist etwas wie eine dünne Glaswand zwischen uns, obwohl wir doch demselben Herrn dienen wollten.

IV. Verlobung und Ehe

Ich war noch niemals bis zu meinem 28. Lebensjahr im deutschen Hochgebirge gewesen. So beschloß ich, meinen Urlaub dort zu verleben in Begleitung eines Freundes, des Bielefelder Kreisschulinspektors. Man hatte uns aufmerksam gemacht auf ein Logis in dem Forsthaus des Försters vom Obersalzberg in einzig

schöner Lage mit weitem Blick auf das ganze Berchtesgadener Tal und die Berge, die es umgeben. Das Mittagbrot nahmen wir ein in einer einfachen Pension, deren energische Wirtin uns beim Vorübergehen an ihrem Hause attackierte: sie hätte gehört, wir suchten einen Mittagstisch. An diesem nahm eine Dame aus Berlin teil, die gut bekannt war mit dem Prof. Linde, dem Erfinder der Eismaschine und des Verfahrens zur Verflüssigung der Luft. Er war auf dem Obersalzberg Eigentümer einer sehr schönen Besitzung. Die Berliner Dame redete mir zu, dort Besuch zu machen, was öfters von Seiten von Pastoren geschehe, die dann gelegentlich von dem Professor aufgefordert würden, in einem saalartigen Raume seines Hauses Gottesdienst zu halten, da man zum evangelischen Gottesdienst unten in Berchtesgaden gegen 400 m hinab- und wieder heraufsteigen müßte. Er war der Sohn eines hervorragenden bayrischen Dekans. An einem Nachmittag, wo der Regen strömte und jeden Ausflug verbot, machte ich mich zu diesem Besuch auf zur Verwunderung meines Freundes, der ein sehr zurückhaltender Niedersachse war und mich anstaunte, daß ich so einfach zu fremden Leuten ohne besonderen Grund ging. Dort fand ich die ganze Familie zusammen, und ich entdeckte in einer Tochter des Hauses ein junges Mädchen, dem ich schon Sonntags zuvor in der Kirche zufällig nahe gegenüber gesessen hatte und dessen Haltung mir aufgefallen war. Und richtig, Prof. Linde forderte mich auf, am nächsten Sonntag in seinem Hause zu predigen. Da mußte man ja vorher noch wieder einmal einen Besuch machen, um alle Äußer-

lichkeiten zu besprechen, und auch sonst ergaben sich einigewenige Zusammenkünfte mit dem jungen Mädchen. Ich stand unter dem Eindruck: das ist die dir von Gott bestimmte. Und da das Ende meinesurlaubes nahte, hielt ich rasch entschlossen um ihre Hand an und erhielt sie auch. Sie ist für meine Lebensarbeit von unschätzbare Bedeutung geworden. Sie war ein Mensch von unbedingter Aufrichtigkeit und unbestechlicher Wahrheitsliebe mit einem sehr klaren, sachlichen Urteil. Mit diesen Eigenschaften half sie mir manchen verknoteten Faden entwirren. Und wenn es Schwierigkeiten mit Menschen gab, so sagte sie, was auch zugunsten des anderen zu sagen war, und goß niemals Öl ins Feuer. Auch hat sie mir nie geschmeichelt und eher etwas Kritisches als etwas Lobendes gesagt. Wir hatten 5 Kinder — 4 Söhne und 1 Tochter. Ich hatte von der Jugend der Söhne an gebetet, Gott möge jedem von den vier den Beruf schenken, für den er ihn geschaffen und begabt habe. Das Gebet ist, soweit ich urteilen kann, erhört worden. Spaßig ist, daß die vier sich auf die vier alten Universitätsfakultäten verteilt haben. Der Älteste, der Theologe geworden ist, ein nach Charakter und Verstandesgaben reich begabter Sohn, aber mit einer zarten Gesundheit, machte den Ersten Weltkrieg als Funker mit und erlebte auf dem Balkan den ungewöhnlich heißen Sommer von 1916. Er trug ihm das Malariafieber ein, und jahrelang war er den schwächenden Anfällen dieser bösen Krankheit ausgesetzt, sein zarter Körper wurde noch mehr geschwächt. So mußte er leider bald sein erstes Pfarramt aufgeben und blieb leidend.

Zu den vier Söhnen wurde uns eine Tochter geschenkt, die nach Absolvierung der Schule erst einige Jahre meine Gnadauer Sekretärin war und dann sich dem ihr sehr sympathischen Beruf als Kindergärtnerin widmete, den sie aber aufgab, weil sie einen Kirchenmusiker heiratete. Daß ihre Familie, Eltern und drei Kinder, im gleichen Haus mit mir wohnen, ist mir eine Freude, da ich so nach dem Tode meiner Frau (1949) nicht so einsam bin, wie ich sonst sein würde.

V. Unter Amtsbrüdern

Als ich Missionsinspektor war, hatte mich ein Pastor in Hinterpommern zu einem Missionsfest als Redner eingeladen. Der Sonntag war vorüber, die Abreise erst auf den Nachmittag des Montag festgesetzt. Und da das Wetter herrlich warm war, wanderten wir am Vormittag nach dem nicht weit entfernten Ostseestrand und hatten, im Sand der Dünen am Boden liegend, ein immer ernster werdendes Gespräch. Der Pfarrer schloß sein Herz auf und offenbarte eine tiefe Hoffnungslosigkeit im Blick auf das Wirken in dieser Gemeinde. Ich fragte ihn: „Wenn Sie auf die Kanzel gehen, *glauben* Sie dann, daß das Wort, das Sie predigen würden, *heute* etwas ausrichten kann?“ Er sagte ganz offen: nein, daran habe er noch nie gedacht. Dann war ja seine Fruchtlosigkeit und seine Hoffnungslosigkeit erklärt. Und ich hoffe, jenes Gespräch auf den Dünen hat seine Frucht gebracht. Ein andermal hatte ein Pfarrer in einer der alten Hansastädte an der Ostsee mich auch aufgefordert zum Mis-

sionsfest. Überhaupt verschaffte mir meine Eigenschaft als Missionsinspektor den Eingang in manches Pfarrhaus, wo man mich sonst wohl nicht aufgefordert hätte. Ich war Sonnabend angekommen. Nach dem Abendbrot forderte er mich auf, daß wir ein wenig in den Garten gingen, und während wir unablässig das Haus umkreisten, entspann sich ein sehr ernstes theologisches Gespräch, und zwar um die Bedeutung der Taufe, ein Gespräch, das zu Fragen führte, die für das Amt der Predigt und Seelsorge so bedeutsam sind. Die Zeit des Zubettgehens nahte, wir kehrten noch kurz in seine Studierstube zurück. Da sagte ich zu ihm, ob ich ihm wohl anbieten dürfe, daß wir miteinander beteten, und sagte beim Niederknien, daß ich es lieber in dieser Haltung täte. Sehr bewegt stand er vom Gebet auf. Wir blieben von da an in naher, schöner, brüderlicher Verbindung, und er erzählte mir später, es habe ihn tief erschüttert, sich sagen zu müssen, so auf den Knien hast du noch nie mit einem Gemeindeglied frei gebetet, und da kommt dieser fremde Mann ins Haus und bietet es dir am ersten Abend an. Es wurde etwas ganz Neues in seiner Arbeit.

Es gibt viele Pastoren, von denen der Herr wohl sagen könnte wie bei Lazarus: löst ihn auf und laßt ihn gehen. Sie sind von Vorurteilen gebunden, sie trösten sich mit dem gefährlichen Trost, das Wort wirke schon, auch wenn man nichts davon sehe, sie wagen es nicht zu glauben: heute kann die Botschaft in meinem Munde seine erweckende und lebendig machende Kraft erweisen. Sie glauben nicht an die Bereitwilligkeit unseres Vaters im Himmel (vergl. Luk. 11, 9—13), dem Prediger den

heiligen Geist zu geben, und darum beten sie nicht um seine Ausrüstung bei ihrem Dienste. Es kann einen tief im Herzen bewegen, daß es viele Prediger gibt, von denen eben Jesus jenes Wort sagen müßte, und es ist keiner da, der die Tücher, mit denen sie gebunden sind, auflöse. Und sich selbst muß man anklagen, daß man nicht noch viel inniger und anhaltender vor jedem Wortdienst um die Ausrüstung des Geistes gebeten hat.

Bei der Gelegenheit möchte ich meine Amtsbrüder fragen, in welchem Zeitverhältnis steht bei der Vorbereitung eurer Predigt die exegetische Bemühung um den Text und dann um seine Anwendung einerseits und andererseits das Flehen zu Gott, daß er euch mit seinem Geiste salbe, daß er Menschen herzuführe, denen das Gesagte hilfreich sein kann? Ich fürchte, wenn wir uns das klar machen, werden manche Prediger betroffen sein, wie wenig Zeit sie neben dem anderen dem Gebet für die in der Kirchgemeinde oder Versammlung zu haltende Predigt verwenden. Alle die Männer, denen in einem ungewöhnlichen Maße Frucht ihres Predigt-dienstes geschenkt worden ist, waren Beter. Ein alter Freund von mir, der die Segenszeit miterlebt hat, die im Ravensberger Lande von dem Pastor Volkening ausgegangen ist, erzählte, dieser habe einmal eine Predigt mit den Worten begonnen: ich stehe hier auf dieser Kanzel seit heute morgen drei Uhr. Man wird verstehen, was er damit gemeint hat. Ich meine nun nicht, daß wir alle um drei Uhr aufstehen sollten, um Zeit für Gebet zu haben. Aber welche Zeit räumen wir dem Gebet für die Predigt überhaupt ein? Ich habe es zu oft

erlebt in meinem Dienst, als daß es jedesmal Zufall gewesen sein könnte oder die Folge irgendwelcher besonderer Umstände, daß die Kirche um so voller war, je ernster ich für die Predigt gebetet hatte. Ich bin zwar nie Gemeindepastor in einer unkirchlichen Gegend gewesen, wo dem Pastor der Mut entsinken will angesichts der 6—7 Leute, die da sonntäglich kommen. Aber vielleicht dürfte für solche ein Hinweis gegeben sein in den Lebenserinnerungen eines Landgeistlichen, vom späteren Generalsuperintendenten Büchsel. Er begann sein Fürbitteleben für die unkirchliche Gemeinde zunächst damit, daß er seine Fürbitte auf einen ganz kleinen Kreis von Menschen richtete. Aber ich will hier gar keiner Methode das Wort reden. Nur soll der Prediger sich klar sein, daß die Unkirchlichkeit wie ein Bann über der Gemeinde liegen kann und daß schon manchen die Gnade zum Gebet geschenkt worden ist, daß dieser Bann gebrochen wurde. Gegen die Macht der Finsternis müssen wir die Gotteskraft streiten lassen, die wir erleben.

Es gilt auch zu beten, daß Gott die Ursachen der Unkirchlichkeit aufdecken möge. Die Geschichte der Mission zeigt manches Beispiel, wie ein Zauberpriester ein ganzes Dorf unter seinen Bann hielt und wie der Bann schwand, als Gott diesen Zauberpriester bekehrte. So kann auch bei uns ein ganzes Dorf unter dem Bann von Zauberei liegen, die bei Krankheiten von Menschen und Vieh angewandt wird, deren Realität in vielen Fällen in dem wirklichen Gesundwerden offenbar wird. In einem kleinen Ort evangelisierte einmal ein Freund von mir. In den ersten 3—4 Tagen war es ihm, als rede er

gegen eine Wand. Da dachte er, sollte hier ein Bann der Zauberei vorliegen? Und am nächsten Abend predigte er sehr ernst über die Anwendung von Zaubereimitteln. Sofort nach der Predigt stellte sich wütend in der Sakristei der Lehrer des Dorfes ein. Er gerade war es, der immer zu den Besprechungen usw. herangezogen wurde. Es gab ein heißes Ringen um den Mann. Aber der Geist siegte über die Finsternis. Er erkannte die Sündhaftigkeit seines Tuns, suchte und fand Vergebung. Und siehe da, der Bann war gebrochen, der über der Gemeinde lag. Der Rest der Evangelisation verlief in großem Segen. Da werden oft geschichtliche und psychologische Untersuchungen angestellt, warum eine Gemeinde so unkirchlich sei; aber auf den Gedanken kommt man nicht, daß hier vielleicht Mächte der Finsternis geschäftig seien, denen in der Waffenrüstung Eph. 6, 10 f. entgegengetreten werden muß. Wenn ich Gelegenheit hatte, mit dem Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland, Elias Schrenk, vor seinen Ansprachen zu beten, so habe ich so manches Mal gehört, wie er betete: reinige die Luft von den Geistern der Finsternis, oder sonst einen Ausdruck, aus dem mir klar wurde, wie ihm die Macht der Finsternis als Hemmung für die Wirkung des Wortes bekannt war.

Verkündigungsdienst ist Priesterdienst. Der Predigende muß ein Priester sein. Priester sein heißt fremde Schuld und Bindung auf sich nehmen wie eigene und aus dieser Haltung heraus Gott anrufen. Pastor Volkening, den ich öfters erwähne, weil ihm eine so ungewöhnliche Frucht seines Dienstes beschert war, der ich lange nach

seinem Tode noch begegnete, pflegte an Kranken- und Sterbebetten zu beten, als wenn er der Kranke wäre, und so stellvertretend für ihn vor Gott zu treten. Also über den schwachen Kirchenbesuch, über den harten Herzensboden nicht schelten und klagen, sondern einzelne in der Gemeinde und die ganze Gemeinde in priesterlicher Weise auf sein Herz nehmen und zu Gott rufen. Solch priesterliches Beten hat eine lösende Kraft. Übrigens auch bei Konfirmanden, die einem besondere Not machen. Viel besser als Strafarbeiten, als Schelten oder gar schlagen (was im Konfirmandenraum nicht geschehen sollte —) ist priesterliches Gebet für die Kinder. Durch solchen Dienst erfüllen wir erst in Wahrheit das Wort der Schrift vom allgemeinen Priestertum.

Ich hatte das Glück, mit einem Kreis von Amtsbrüdern verbunden zu werden, die sich zu Anfang des Jahrhunderts im Pfarrergebetsbund zusammenschlossen, dessen Leitung mir übertragen wurde, nachdem der langjährige Vorsitzende Alfred Christlieb entschlafen war. Die Aufgabe dieses Bundes ist, füreinander und für die Amtsbrüder in der Kirche zu beten und in Jahreskonferenzen und kleineren Zusammenkünften aus dem Worte Gottes sich geistlich zu stärken. Ach, wieviel gleichgesinnte Brüder habe ich da kennengelernt. Jetzt liegt die Leitung des Bundes, mit einer geringen Änderung des Namens in Pfarrergebetsbruderschaft, in den Händen von Erich Schnepel, unter dem er auch zahlenmäßig sehr gewachsen ist und jetzt etwa 1000 Mitglieder zählt.

VI. Verschiedene Methoden der Seelsorge

Darüber möchte ich noch einige Worte diesem dem Dienst unter den Amtsbrüdern gewidmeten Abschnitte anfügen. Man könnte unterscheiden eine zugreifende und eine abwartende Seelsorge. Bei der ersteren hat der Seelsorger sein Ziel vor Augen und geht möglichst schnell und energisch mit Fragen, die er stellt usw., auf das Ziel los. Bei der abwartenden Seelsorge läßt der Seelsorger sich mehr führen von der Art, wie das Gespräch verläuft, und hofft auf einen Augenblick, wo sich wie von selbst ergibt, was er dem betreuten Menschen als Hilfeleistung zu sagen hat. Welche von beiden den Vorzug verdient, wage ich nicht zu entscheiden. Sie haben beide ihre Vor- und Nachteile, jede hat ihre Gefahren. Nach welcher Methode der Seelsorger verfährt, ist sicherlich auch durch seine Natur mitbestimmt. Ich gehöre zu denen, die auf das Abwarten in der Seelsorge angewiesen sind. Doch habe ich mich zuweilen auch der anderen bedient. Ich durfte es nur dann nicht anwenden, wenn ich einmal durch Zusammensein mit Amtsbrüdern, welche die Gabe der zugreifenden Seelsorge hatten, beunruhigt worden war, ob ich mich nicht auch zu zaghaft benähme, so daß ich dann unter einem gesetzlichen Druck handelte. Hiervon ein Beispiel: Ich fuhr von einer Konferenz in Berlin, wo sehr der aggressiven Seelsorge das Wort geredet worden war, nach Bielefeld nach Hause. Ich steckte mir also ein paar Viebahnsche „Zeugnisse“ in die Tasche und sah mir in dem Abteil II. Klasse, in dem

ich fuhr, meine „Opfer“ an. Neben mir saß ein großer, starker Herr, anscheinend ein rheinischer Industrieller. Allmählich leerte sich das Abteil, weil die Leute in den Speisewagen gingen, und ich blieb mit dem Herrn allein. Jetzt ist der Augenblick gekommen, sagte ich mir. *Ohne weitere Einleitung und Anknüpfung* reichte ich ihm den Viebahn-Traktat nur mit den Worten, ob ich ihm das geben dürfte. „Bitte schön“, sagte er, nahm es höflich an, ohne hineinzublicken und stellte sich dann in den Gang des D-Wagens, um das Blatt zu lesen. Nach wenigen Augenblicken kam er herein, ich kann nur sagen, wütend wie ein Stier, und fuhr mich an — es fehlte nicht viel, daß er tötlich geworden wäre —: „Warum haben Sie mir dies Ding gegeben?“ „Nun, ich dachte, es könnte Ihnen der Inhalt einen Dienst erweisen.“ — „Woher wissen Sie, daß ich ein Gottloser bin?“ — Im Eifer des Gefechtes hatte ich versäumt, den Traktat erst selber zu lesen. Fettgedruckt stand an seiner Spitze: So spricht der Herr: Ich habe nicht Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe. Also hatte ich ihn nach seiner Meinung unter die Gottlosen gerechnet. Das war er aber natürlich nicht, sondern ein ehrbarer Mensch, der auf Familienfesten auch von der Kirche Gebrauch machte, und dem kein Pastor etwas nachsagen konnte. Nun fühlte er sich beschimpft als Gottloser. Mit Mühe beruhigte ich ihn, und als ich in Bielefeld ausstieg, war der Abschiedsgruß recht unfreundlich. Man gehe sorgsam mit Traktaten um und verteile keine, ohne sie vorher selber gelesen zu haben. Sonst kann es gehen, wie dort in der Eisenbahn.

Ein weiterer Vorgang. Als ich nach Bielefeld kam, standen in meinem Bezirk, der städtisch und ländlich gemischt war, in den Häusern noch viele Webstühle. Die Fabriken hatten noch nicht die ganze Hausindustrie aufgesogen. Unter den Webern war ein besonders geschickter Damastweber. Es war eine ordentliche und glückliche Familie, freilich mit einer traurigen Ausnahme. Dieser tüchtige Weber war ein Quartalstrinker, und wenn er seine Tour hatte, da war es, als wäre ein Dämon in ihn gefahren. Er hatte einen etwa 20jährigen Sohn, den er sehr liebte, der schwindsüchtig war, und es kam vor, wenn dieser mit seiner Atemnot ringend in der engen, niedrigen Schlafkammer lag, daß der Vater mit qualmender Pfeife sich in diese Kammer setzte und dem Schweratmenden das Ringen noch erschwerte. Aber ich bekam ihn nie zu fassen. Das alte Haus, das sein Eigen war, lag etwa 100 m von der Straße entfernt, und man konnte den Weg übersehen von der Straße zum Haus. Wenn er mich kommen sah, verschwand er in irgendeinem anderen Raum und war nicht auffindbar. Einmal am späteren Abend kam eine Schwester des Kranken, ich möchte doch gleich einmal kommen, der Vater habe wieder seinen Zustand und es sei nicht mit ihm auszuhalten. Jetzt trat ich im Dunkeln ins Haus und gleich in die Stube, in der er saß. Es war ihm sehr fatal. Aber ich stellte meinen Stuhl so hin, daß er über meine Beine hätte hinwegsteigen müssen, wenn er mir aus seiner Ecke zwischen Tisch und Wand, in der er saß, hätte entfliehen wollen. Er war nun geschwätzig wie ein Betrunkener, aber bei Besinnung. Ich ließ ihn reden und

reden, ohne zu antworten, bis er sich ausgeschwätzt hatte und ich ihm dann ein paar ernste Worte sagen konnte. Zum Schluß sagte ich: „Lieber Herr G., ich möchte jetzt gern noch mit Ihnen beten. Aber wissen Sie, ich tue das gern knieend“. Und dann kniete ich vor meinem Stuhl nieder. Widerstrebend tat er jetzt dasselbe. Ich ging, und die Sache schien für dies Mal erledigt. Ein späteres Mal traf ich ihn doch wieder, und zwar in voller Wut gegen mich. — Aber Herr G., was habe ich Ihnen denn getan? — Wie einen Verbrecher haben Sie mich behandelt, der auf den Knien um Gnade winseln muß. Ich bin kein schlechter Mensch. — Das also hatte den Stachel hinterlassen, daß er in unwillkürlicher Nachahmung auch niedergekniet war. Die nächsten Stadien seiner Entwicklung weiß ich nicht, nur, daß er sich gründlich bekehrte nicht nur vom Alkohol, sondern zum Herrn überhaupt und, wie ich nach meinem Weggang von Bielefeld hörte, nach einem schweren Leiden, das er wie ein Christ getragen hat, im Glauben starb.

Viel zahlreicher sind bei mir die Beispiele für abwartende Seelsorge. Das Gespräch nahm eine Wendung, wo mir gegeben wurde, das lösende Wort zu sprechen. Ich denke an jenen jungen Ingenieur, der unmittelbar nach der Predigt mich im Pfarrhaus aufsuchte und sagte, er ringe um Heilsgewißheit. Als ich mit ihm betete, verwandte ich im Gebet die Worte aus Maleachi: „Euch, die ihr meinen Namen fürchtet, soll die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen und Heil unter ihren Flügeln“. Da stand er leuchtenden Angesichtes auf. Es war ihm Antwort geworden auf seine Frage.

So hat Gott die verschiedensten Wege, sei es aggressive, sei es abwartende Seelsorge. Ich denke, es muß nur ein jeder sich selber treu bleiben und sich nicht gewalt- sam in ein Verfahren drängen lassen, das seinem Auf- trag nicht entspricht. Wenn es Gott gefiel, Menschen durch mich zum Glauben zu helfen, so geschah es in den viel selteneren Fällen durch seelsorgerliche Gespräche; aber das darf ich mit beschämtem Danken bekennen: unter dem gepredigten Wort, einfach unter dem gepredigten Wort in den sonntäglichen Gottesdiensten oder in der Bibelstunde ist vielen das Licht des Evangeliums auf- gegangen, und sie sind seitdem entsprechend gewandelt.

Es sei noch zweier seelsorgerlicher Fälle gedacht. Ich befand mich auf einer Konferenz in einer fremden Stadt. Da trat in mein Zimmer ein junges Mädchen von etwa 25 Jahren mit einem so verängstigten Ausdruck im Gesicht, daß ich mir, zumal nachdem sie sich ausge- sprochen hatte, sagte: hier ist Gefahr im Verzuge, daß sie in einer Anstalt endigt. Vergeblich war mein Be- mühen, ihr ins Herz zu reden, daß in Christus alles gegenwärtig wäre, wonach sie sich sehne, und vor allem was die Schuld bedeckte, die sie quälte. Da konnte nur noch die von Jesus den Seinigen gegebene Vollmacht aus Matth. 18, 18 helfen. Und so stellte ich ihr diese Vollmacht vor Augen und sagte: „Nachdem Sie ihre Schuld erkannt und bekannt haben und sagen, daß Sie an Christus glauben, nehme ich auf mein Gewissen, daß sie Ihnen vergeben ist.“ Sie konnte den Trost der Abso- lution fassen und verließ mein Zimmer mit einem völlig verwandelten Gesicht.

Es war auch ein junges Mädchen, welches aus einer Nachbarstadt von Bielefeld zu mir kam mit der Not, daß sie die Vergebung der Sünden nicht fassen könne, d. h. sie könne sie wohl je und dann fassen, aber dann sei es gleich wieder vorüber. Nun, ich sagte ihr zunächst, was über Vergebung zu sagen nötig ist; aber es war ihr keine Hilfe. Da wurde mir ein rettender Gedanke geschenkt. Ich sagte zu ihr: „Wenn Sie abends die Haustür zugehlossen haben und sind in Ihr Zimmer zurückgekehrt, dann drehen Sie gewiß oft noch mal um, weil es Ihnen zweifelhaft geworden ist, ob Sie auch wirklich zugehlossen hatten und wiederholen das womöglich noch einmal“. — Sie sah mich mit erstaunten Augen an: „Ja, so ist es“. — „Nun sehen Sie“, sagte ich, „die immer wieder sich einstellende Unsicherheit ist nicht die Folge mangelnden Glaubens, sondern Ihrer Nerven. Sie leiden an dem, was der Arzt Zwangsvorstellung nennt. Wenn also in Ihrem Glauben die Unsicherheit Sie wieder überfallen will, so sagen Sie sich, das sind meine Nerven, und glauben und bleiben im Glauben trotz Ihrer Nerven. Wenn sich Ihnen dieser mein Rat als probat erweist, dann schreiben Sie mir.“ Nach ein paar Wochen bekam ich einen frohen Brief: es ist alles in Ordnung.

Wir leben in einer Zeit, wo große geschäftliche Schwierigkeiten viele Kaufleute vor ernste Gewissensfragen stellen. Da ist mir in meiner Bielefelder Gemeinde ein Kaufmann begegnet, dessen Vorbild mir immer stärkend und lehrreich war. Als er noch ein junger, kaufmännischer Angestellter war, ließ ihn der altgewordene Inhaber eines gut gehenden Kolonialwaren-

geschäftes zu sich bitten und sagte zu seiner größten Überraschung zu ihm: „Herr K., ich muß mich zur Ruhe setzen und möchte Ihnen mein Geschäft verkaufen.“ — „Ja“, sagte lachend mein junger Freund; „aber woher soll ich den Kaufpreis nehmen? Ich habe nur 3000,— M auf der Sparkasse“. — „Nun“, sagte der alte Herr, „dann zahlen Sie mir die 3000,— M und für das andere sind Sie mir gut“. Und so kam er wirklich in den Besitz des Geschäftes. Nun war er als Christ der Überzeugung, daß man den Feiertag heiligen und am Sonntag das Geschäft geschlossen halten müsse. Und am ersten Sonntag, wo er nun neuer Eigentümer war, handelte er danach. Da wurde von einigen Kunden, die es anders gewohnt waren, Sonntagmorgen an der Tür gerüttelt und Ware verlangt. Freundlich setzte er ihnen auseinander, daß er am Sonntag nicht verkaufen wolle. Die meisten machte das unwillig, und sie sagten: „Wenn Sie uns am Sonntag nicht verkaufen wollen, dann brauchen wir in der Woche auch nicht zu Ihnen zu kommen“. Es war halt ärgerlich, wenn man gerade für den Sonntagmittagstisch noch etwas in dem gewohnten Geschäft kaufen wollte und nichts bekam. Aber mein Freund stellte die Sache Gott anheim, und Gott hat es ihm gelingen lassen. Er schärfte seinem Personal ein, bei dem Abwiegen gebt eher mehr als zu wenig, wenn der Zeiger der Waage hin und her schwankt. Und auch sonst war bei ihm gute Ware zu haben. So blühte sein Geschäft so auf, daß es meiner Erinnerung nach zum zweitbesten Kolonial- und Delikatessengeschäft in der Stadt wurde. Dieser junge Kaufmann wurde mir durch viele Jahre

hindurch ein wichtiger Helfer in finanziellen Fragen des großen Gemeinschaftshauses, das ich erworben hatte. Und so manches Mal habe ich zu besorgten und in ihrer Haltung hin und her schwankenden Geschäftsleuten von ihm erzählt. Der treue Mann, an dem die Echtheit seines Christentums in der Stadt bekannt war, war ein lebendes Beispiel zu dem Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles zufallen“, und darf uns vielleicht etwas sagen auch in unserer Zeit, die so viel anders ist als die damalige.

VII. In Zusammenarbeit mit Bodelschwingh Vater und Sohn

Ich möchte dieser Zusammenarbeit einen eigenen Abschnitt widmen. Die beiden Männer waren doch in ganz besonderer Weise mit ihrem Sein und Wirken von der übrigen Pastorenschaft unterschieden. Als ich Pfarrer in der Stadt Bielefeld geworden war, kam ich bald mit Vater Bodelschwingh in Berührung, weil das von ihm begründete und herausgegebene westfälische Sonntagsblatt vom Verein für Innere Mission in Bielefeld übernommen und mit einem neuen Schriftleiter versehen werden sollte. Dazu hatte man mich ausersehen. Aber Vater Bodelschwingh wünschte mich natürlich erst kennenzulernen. Er sagte zu mir: „Können Sie das wohl, ein solches Blatt redigieren?“ Ich war im Grunde meines Herzens entrüstet über die Frage. Ich sollte nicht ein Sonntagsblatt redigieren können? Ja, so ist man als junger Mann. Ich beherrschte mich aber

doch soweit, daß ich eine leidlich bescheidene Antwort geben konnte. Aus dieser und gelegentlich folgender Berührung mit ihm wurde ein festes Verhältnis, als ich Inspektor bei der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika wurde, deren Leitung damals noch in Berlin war, aber mit Bethel, wo Vater Bodelschwingh das Herz und der Motor der ganzen Sache war, nahe Verbindung hielt, bis die Gesellschaft ganz dorthin verlegt wurde. Da habe ich manchen Blick in seine Grundsätze und Eigenschaften getan, die trotz viel Redens und Schreibens über Vater Bodelschwingh manchmal übersehen oder nicht erkannt worden sind. Warum strömten ihm so große Summen zu? Kam das wirklich nur her von seiner herzangreifenden Art zu bitten und den glücklichen Einfällen, mit denen er die Menschen um Gaben für die Leidenden bat? Es lag, glaube ich, noch tiefer. Er wertete die Gaben nach dem Maßstab, den Jesus offenbarte, als er beim Opferstock stand. Da imponierten ihm nicht die Gaben der Reichen, aber jener Witwe, die ihre ganze Habe hingegeben hat, zollte er Lob. — Bodelschwingh hatte die Gewohnheit, beim Gottesdienst am Heiligabend nach der biblischen Ansprache Briefe vorzulesen von der Kanzel, mit denen Weihnachtsgaben für die Anstalt verbunden gewesen waren. Ich habe mehrere dieser Gottesdienste erlebt. Da wurde fast niemals (eigentlich entsinne ich mich keines Falles) eine große Summe erwähnt, obwohl ja gewiß auch Hundertmärker und höhere Summen dabei waren, sondern immer waren es kleine, auch selbst leidende Leute, die eine rührende Gabe geschickt hatten, deren Wert

nicht in der Zahl der Mark und Pfennige, den sie darstellte, lag, sondern in der Liebe, mit der sie gegeben oder oft selbst angefertigt war. Die höchste Summe, deren ich mich entsinne, waren 300 M, von einem Dienstmädchen, wie man damals sagte. Es war aber der ganze Inhalt ihres Sparbuches. Auch glaubte er, daß er den Menschen einen Dienst erzeige, wenn er sie für das Bethelwerk oder die Mission um Geld bat, denn er bot ihnen eine Gelegenheit, wohlzutun und mitzuteilen. Das machte sein Bitten so freimütig. Ein anderer Wesenszug sei durch folgendes Erlebnis illustriert. Wir beide, Missionsinspektor Trittelwitz und ich, saßen bei ihm, um zu überlegen, ob das anscheinend sehr hoffnungsvolle Missionswerk in Ruanda, westlich vom Victoria-Njansa-See in Angriff genommen werden sollte. Das erforderte natürlich plötzlich einen stärkeren Einsatz an Arbeitern. Nun hatte die Ostafrikamission nicht wie die anderen Missionen ein Missionsseminar. Sie hatte nur das Kandidatenkonvikt in Bethel (nicht zu verwechseln mit der später gegründeten theologischen Schule), wo Kandidaten mit der berühmten blauen Schürze dienten, in der sie Halbtagsarbeit taten in den Krankenhäusern und nachmittags unter einem Inspektor theologisch arbeiteten. Dort hatte die Glut, mit der Bodelschwingh für die Mission glühte (er hatte ja einst selbst Missionar werden wollen), gezündet. Und im Laufe der Jahre ging eine Reihe von jungen Theologen als Missionare aus diesem Kandidatenkonvikt hervor. Aber es tröpfelte nur. Und immer wieder hatten wir schon überlegt, wie wir die Frage der Gewinnung und

Ausbildung der Mitarbeiter neu gestalteten. Als wir nun zu jener Erwägung über Ruanda beieinander saßen, sagte ich: „Wir können diese Arbeit nicht anfangen, ehe nicht die Frage der Ausbildung usw. gelöst ist“. Da packte ihn, wie es leicht bei ihm der Fall war, die Leidenschaft. Er schlug auf meine Schulter und rief zornig: „Wenn Gott eine Aufgabe gibt, dann reicht er auch alles Nötige für ihre Lösung dar“. Das glaubte er von ganzem Herzen. Und daher erklärte sich manches Unternehmen, das er anfang, wobei besorgte Vorstandsmitglieder von Leichtsinns sprachen.

Die Sitzungen konnten unter Vater Bodelschwingh einen dramatischen Charakter annehmen. Sein ihn und die Mitarbeiter fortreibender Geist setzte sich dann über die Geschäftsordnung hinweg und stellte manches Mal die übrigen vor vollendete Tatsachen. Bei Friedrich Bodelschwingh, dem Sohn — Pastor Fritz, wie er in der Anstalt in seinen früheren Jahren genannt wurde — ging alles seinen geordneten Gang. Es war ein Vergnügen, unter ihm zu tagen. Ohne Worte übte er eine feste Zucht aus, daß nicht viel und nicht vom Wege Abführendes gesprochen wurde. Es ging alles mit der größten Sachlichkeit vor sich. Sachlichkeit setzt ja immer ein Freisein vom Ich voraus. Und ich muß allerdings sagen, daß ich kaum sonst einem Menschen begegnet bin, bei dem das Ich so in den Hintergrund trat. Ich empfing persönlich einen tiefen Eindruck davon an jenem 25. Juni 1933, einem dunklen Tage in der Geschichte der Evangelischen Kirche in Deutschland. Der Gegensatz zwischen dem von Hitler bestellten Bevollmächtigten

für kirchliche Angelegenheiten und daher künftigen Reichsbischof Müller und dem von der Mehrzahl der Landesbischöfe zum Reichsbischof gewählten Friedrich von Bodelschwingh war auf seiner Höhe angekommen. In Eisenach tagte der Kirchenausschuß, wo es sich entscheiden mußte, ob Bodelschwingh blieb. Und die einzelnen Kirchen hatten außer den Mitgliedern des Ausschusses Mitglieder ihrer Behörden mitgesandt wegen der Wichtigkeit der Situation. Im Verlauf der Sitzung bat Bodelschwingh die in Bethel wohnhaften Mitglieder der Versammlung, daher auch mich, zu einer Beratung, ob er seinen Auftrag als Reichsbischof niederlegen solle. Ich konnte mich nicht der Notwendigkeit dieses Schrittes verschließen. Ein Teil seiner Wähler war nämlich über die eigene Courage erschrocken und stand nicht mehr hinter ihm. Dann war es aber ein aussichtsloser Kampf zwischen Müller, hinter dem die Macht der Partei stand, und Bodelschwingh. So wurden wir einig, er solle in der Sitzung mitteilen, daß er niederlege. Leider wurde sie nicht geleitet von ihrem bisherigen Vorsitzenden, dem Präsidenten des Berliner Oberkirchenrates, D. Kapler, dem sein Gesundheitszustand die Teilnahme verbot. Statt dessen leitete sein Stellvertreter, ein Laie aus einer außerpreußischen Landeskirche, auf diesem Platz in dieser Stunde ein hilfloser Mann. Das zeigte sich auch darin, daß, als Bodelschwingh seine kurze Erklärung abgegeben hatte und sich dem Ausgang zuwandte, um die Sitzung zu verlassen, er nicht einmal auch nur ein Wort persönlicher oder sachlicher Art für diesen schicksalsschweren Augenblick hatte. Und wenn

nicht ein Mitglied des Ausschusses, der Präsident des Reichsgerichts, Simons, ein dankendes Abschiedswort an Bodelschwingh gesagt hätte, als dieser schon im Gehen war, so wäre dieses folgenschwere Ereignis im Kirchenausschuß ohne Sang und Klang vorübergegangen. Der Landesbischof einer kleinen Kirche, der mir gegenüber saß, flüsterte vor sich her, als Bodelschwingh seine Niederlegung kundgab: Gott sei Dank, Gott sei Dank. Und im Vorraum saßen die Begleiter bei Kaffee und Zigarre und Zigarette in einer Gleichmütigkeit, die mich erschütterte. Soweit ich mich entsinne, war der Präses der preußischen Landessynode, D. Winkler, der einzige, der über der Situation stand und tapfere Worte sprach und zu solchem Tun anregte. An diesem Tage empfing ich jenen mich tief bewegenden Eindruck von der Sachlichkeit Bodelschwinghs. Es trat ein Herr an mich heran, der in naher Beziehung zu dem Herrn Müller stand, und sagte mir, Müller habe von Berlin telefoniert und ihn gebeten, Bodelschwingh ein Wort darüber zu sagen, wie sehr Müller auch in Gedanken an ihn an diesem Geschehen teilnehme. Der Beauftragte fügte aber hinzu, es sei ihm zu schwer und peinlich, zu Bodelschwingh zu gehen, ob ich nicht den Auftrag Müllers an ihn weitergeben wolle. Ich hatte keinen Grund, es nicht zu tun und begab mich etwa um $\frac{1}{2}$ II Uhr abends noch in sein Hotel. Er hörte sich die Botschaft mit einem freundlichen Lächeln kurz an, und damit war die Sache für ihn erledigt. Und im gleichen Atemzuge fuhr er fort: wie geht es deinem Sohn Paul? (dem leidenden Ältesten) und unterhielt sich mit mir eingehend

und liebevoll über diesen Sohn, als hätte ich ihn auf seinem Arbeitszimmer in Bethel in dieser Sache aufgesucht. Keine Spur von Gekränktheit oder Beschämtsein durch die Niederlage. Wo war das Ich? Von da an betrachtete er sich als Reichs*diakon* der Kirche und wandte als solcher viel Mühe daran, daß er auf der Konferenz kirchlicher Führer in Treysa nach dem Zusammenbruch im September 1945 die Gegensätze zwischen Reichsbruderrat und Lutherischem Rat auszugleichen versuchte. Die Tagung war auch kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche. Es war wie ein Tauziehen von zwei Seiten um die Zusammensetzung der künftigen vorläufigen Kirchenleitung. Es erinnerte mehr an ein weltlich-parlamentarisches Verfahren als an eine im Geist sich vollziehende Arbeitsgemeinschaft. Es nahm Bodelschwing sehr mit. Ein ihm nahestehender Mensch schrieb mir nach seinem Tode, er habe nach Rückkehr von Treysa niemals auch nur ein Wort über die dortigen Vorgänge gesprochen. Mir war es eine herzliche Freude — und deswegen darf ich das vielleicht hier berichten —, daß er am zweiten Tage des Ringens zwischen jenen beiden Körperschaften zu mir und einigen Herumstehenden sagte: und wenn sie sich bis heute abend nicht einigen, muß uns Vater Michaelis eine Predigt halten. Ein anderes Mittel als das Wort Gottes zur Geltung zu bringen, sah er offenbar nicht mehr.

Ich erwähne noch eine kleine Episode aus Vater Bodelschwings Leben. Man erkennt ja manchmal gerade aus den kleinen Handlungen eines Menschen seinen Charakter. Es war um die Zeit, da er Mitglied des preu-

Bischen Landtages war und ich Inspektor bei der Ostafrikakommission. Er wünschte mit mir etwas zu besprechen, konnte aber bei seiner ungeheuren Inanspruchnahme mich nur ersuchen, zum ersten Frühstück in das Michaelhospiz zu kommen, wo er immer wohnte, mit ihm dann in einer Droschke zum Finanzministerium zu fahren, wo er den Minister zu sprechen wünschte. So geschah es denn auch. Ich wartete im Vorzimmer des Ministers, während Bodelschwingh mit ihm verhandelte. Es dauerte sehr lange. Offenbar widerstand der Minister seinen Bitten. Endlich überwand ihn doch Vater Bodelschwingh wenigstens soweit, daß er ihm eine gewisse Hoffnung machte. Die Thür öffnete sich, und ich hörte durch den breiten Spalt gerade noch, wie der Minister zum Abschied zu ihm sagte: „Aber, Herr von Bodelschwingh, ich bitte darum, daß Sie nicht im Landtag sagen: der Minister, das liebe Kind, hat mir schon alles versprochen“. Als er wieder in den Wagen stieg, sagte er, mehr vor sich hin: „Was habe ich den Mann gebeten!“ Wahrscheinlich hatte es sich um das ihm so sehr am Herzen liegende Gesetz zugunsten der Brüder von der Landstraße gehandelt. Doch nicht wegen der spaßigen Bemerkung des Ministers schreibe ich dies nieder; die eigentliche Sache kommt noch. Wir stiegen nun wieder in unsere Droschke und fuhren zum Abgeordnetenhaus. Das alles hatte lange gedauert. Pastor von Bodelschwingh sagte zu dem Führer des Taxameters: „Nun, lieber Freund, was bekommen Sie?“ — Der sah auf die Uhr, sie war bedenklich weit gelaufen, und er nannte eine ziemlich hohe Summe. Ich sehe den Vater Bodel-

schwingh noch neben mir in der Droschke stehen und in seinem Geldbeutel nach den entsprechenden Münzen suchen und höre ihn, wie er leise vor sich hin sagt: „Freut mich, daß so ein Mann mal etwas Ordentliches verdient“. Bei wieviel Menschen wäre das wohl die erste Gefühlsregung gewesen?

VIII. Meine Verbindung mit der Gemeinschaftsbewegung

Über ihre Entstehung, Größe und Organisation und über das Maß ihrer Verwandtschaft mit angelsächsischem Christentum, über ihr Verhältnis zur Kirche, habe ich mich in „Erkenntnisse und Erfahrungen“ so ausführlich geäußert, daß ich es hier nicht wiederholen will. Aber ich will Antwort geben auf die Frage: wie ich in Verbindung mit der Gemeinschaftsbewegung gekommen bin. Es ist so gegangen wie mit meinem Theologiestudium. Ich bin einfach hineingeraten. Die entscheidende Stunde meines Lebens, da mir das helle Licht des Evangeliums aufging, verdanke ich nicht einer seelsorgerischen Unterredung mit einem Gemeinschaftsprediger oder einem Vortrag oder dem Schrifttum der Gemeinschaftsbewegung. Als Vikar ahnte ich noch nichts von ihr. Es befand sich aber in meiner St. Pauls-Gemeinde auf dem Gesundbrunnen eine von den zwölf Stationen der Christlichen Gemeinschaft St. Michael, die von Graf Pückler gegründet und geleitet war. Ich entsinne mich noch recht des Lokales, einer Halb-Etage in der Buttmanstraße. Der Leiter war Inspektor Figge, zugleich Sekretär des Grafen Pückler, ein Mann von

feinem, taktvollem Wesen. Er lud mich ein, einen Abend, ich glaube, es war ein sogenannter Familienabend, bei ihnen zu verbringen. Die Leute gefielen mir. Sie respektierten offenbar trotz meiner Jugend mein Amt. Ich hörte dort zum ersten Male ein Reichslied singen, das mich sehr bewegte, obwohl die Melodie wahrlich vor einem strengen Urteil nicht bestehen kann. In diesem Lokal traf ich auch mit dem Grafen Pückler zusammen, der mich zu weiteren Diensten in seiner Gemeinschaft heranzog. Und von da an ging es weiter Schritt für Schritt, bis ich zu dem Kreis der verantwortlich führenden Männer gehörte. So, wie ich Gott so dankbar bin, daß er mich zum Theologen machte, so bin ich ihm auch so dankbar, daß er mich in die Gemeinschaftsbewegung geführt hat. Wie ich schon andernorts ausgesprochen habe, fand ich hier am meisten Züge des neutestamentlichen Gemeindelebens, wie ich es bis dahin nirgends, und auch seitdem nicht, gefunden habe. Und wieviele Menschen aller Stände habe ich kennengelernt, die in der Nachfolge Christi stehend in seinen Fußtapfen wandelten und eine Umprägung ihres Charakters erlebt hatten. Gewiß, es gibt Gemeinschaftsleute, deren Religiosität einem auf die Nerven geht. Es ist auch bei nicht wenigen das Evangelium verdunkelt durch Gesetzlichkeit und Pharisäismus. Aber wo gibt es eine religiöse Richtung, die nach der Bibel ausgerichtet sein will, und die trotzdem nicht Mitglieder und Anhänger hat, die zu ertragen Geduld erfordert? Aber von den anderen, den Echten steht mir so manches liebe Bild in der Erinnerung.

Graf Pückler liebte es, die hauptamtlichen Berufsarbeiter aus ihrem bürgerlichen Beruf zu nehmen, wenn sie darin als Christen bewährt und ihre Gabe erkannt war. Da war im Norden von Berlin der lang gewachsene Bruder P., dessen Augen voll Liebe leuchteten. Es war ihm ein Landbezirk zugewiesen. Wenn er dann einen Besuch bei den Pastoren machte, so wurde er wohl gefragt, in welcher Anstalt er ausgebildet wäre. Dann antwortete er: in der Gasanstalt. Dort war er nämlich Arbeiter gewesen. Das tägliche Sichbewegen unter Arbeitskollegen, die religiös so völlig anders stehen, und die, die sich unter ihnen als Christen bekennen, auf die Probe stellen, ist wahrlich eine gute Vorschule für volkstümliche Verkündigung des Evangeliums. — Eine unserer Gnadauer Konferenzen fand in einer kleineren Stadt an der Elbe statt, weil die Räume in Gnadau zu eng geworden waren. Ich war inzwischen der Vorsitzende der Konferenz geworden. Daher wollte man mir ein bevorzugtes Quartier geben und quartierte mich in der Villa eines offenbar reichen Fabrikbesitzers ein, der aber für die Konferenztage auf Jagd gegangen war, während seine Frau die lebenswürdige Wirtin machte. Mit mir hatte man in dieser Villa den westfälischen Pfarrer K. einlogiert und den Sendboten (so wurden die Prediger in Schleswig-Holstein genannt) Lohse. Er war früher Grobschmied gewesen, eine hohe, breite Gestalt mit einem langen, weißen Vollbart und anziehenden Gesichtszügen. Die Dame des Hauses wollte nun beim ersten gemeinsamen Abendbrot natürlich wissen, wen sie beherbergte. Bei dem Gemeindepfarrer war das schnell festgestellt. Bei

mir wurde es schon etwas schwieriger: Vorsitzender einer Gemeinschaftskonferenz, was ist das für eine Konferenz? Aber nun wandte sie sich an den ehrwürdigen Bruder Lohse: „Und was sind Sie, wenn ich fragen darf?“ — „Ich predige das Evangelium.“ — „Ja, sind Sie denn Pastor?“ — „Nein, das bin ich durchaus nicht, ich war Grobschmied.“ — Die Dame machte erstaunte Augen. So etwas war ihr im ganzen Leben noch nicht begegnet. Und Bruder Lohse sprach nun mit ihr in einer taktvollen und lieben Weise, wie er vom Grobschmied zum berufsmäßigen Prediger des Evangeliums geworden war. Es machte ihr sichtlichen Eindruck. Und später kurz vor ihrem Tode hat sie zu einer Christin gesagt, daß das damalige Erleben mit ihren Gästen für ihr inneres Leben von Bedeutung geworden wäre. Als ich im Quartierbüro hörte, in welchem reichen Hause ich einquartiert war und außer mir der Bruder Lohse, da muß ich bekennen, erschien mir das als ein Mißgriff. Ich habe mich hinterher sehr geschämt. Durch die Heiligung geadelte Natürlichkeit verfehlt ihres Eindruckes nicht. Auf dem Gesundbrunnen war das führende Mitglied auch ein Arbeiter, ein kluger Mann, in seinem Wandel bestimmt vom heiligen Geist. Er klingelte eines Abends an meiner Haustür, als ich einige Gäste hatte, und ich mußte ihn bitten, ein paar Minuten in meinem Studierzimmer zu warten, und mußte ihn zu dem Zwecke durch das kleine Zimmer führen, in dem ich mit meinen Gästen saß. Die Gäste waren zwei Generalstabsoffiziere, an den breiten roten Streifen an den Hosen als solche erkenntlich, und ein Geheimer Justizrat aus einer hohen preußischen

Behörde. Es war mir selbstverständlich, daß ich meinen Freund P. mit den drei Herren bekannt machte, und ich war wirklich beeindruckt von seinem sicheren und dabei ganz bescheidenen Auftreten in diesem Augenblick. Die beiden Generalstabsoffiziere (einer war mein Bruder, der andere sein Freund) und der Geheimrat machten ihn durchaus nicht verlegen. Er begrüßte sie in der beschriebenen Weise, und ich geleitete ihn dann in mein Studierzimmer. Es ist vielleicht in der heutigen Zeit nicht überflüssig, zu bemerken, daß diese Begegnung sich im Jahre 1891 vollzog, also zu einer Zeit, wo ja die Standesunterschiede noch stark ausgeprägt waren und auch ein Weltkrieg sie noch nicht zusammengeschmolzen hatte.

Wenn ich mich frage, wer unter den Führern der Bewegung die markantesten Persönlichkeiten waren, so kann ich nur das persönliche Urteil abgeben, daß auf mich den größten Eindruck gemacht haben Graf Pückler und der Prediger und Evangelist Elias Schrenk. Dabei waren beide so verschieden wie überhaupt nur möglich. Graf Pückler gehörte einem alten Reichsgrafengeschlecht an. Prediger Schrenk war aus einer ganz einfachen, nach dem Tode des Vaters finanziell bedrängten Familie hervorgegangen. Der Graf hat nie irgendeine theologische, schulmäßige Ausbildung genossen, war aber geschichtlich sehr gebildet und hatte klare biblische Begriffe. Elias Schrenk war Zögling gewesen im Seminar der Baseler Mission, wo eine sehr gründliche theologische Bildung vermittelt wurde. Der Graf war und blieb unverheiratet. Schrenk hatte eine vielköpfige Kinderzahl. Pückler wußte etwas von Inspiration, sie bestimmte sein

Handeln in hohem Maße. Ich komme noch darauf zu sprechen. Schrenk wußte sehr wohl von Geistesleitung in schwierigen Stunden seines Lebens zu sagen. Aber er war eine nüchtern erwägende Natur und durch seine ungewöhnlich große Seelsorge von einer reichen Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, die ihn leitete. Der Graf wurde viel angegriffen. Sein Begriff von Geistesleitung und sein Wunsch, dem Leiten des Geistes unbedingt gehorsam zu sein, veranlaßten ihn öfters, auf diese Geistesleitung zu warten und eine ganze Konferenz damit hinzuhalten, wo er einfach nach seiner christlichen Erkenntnis hätte handeln müssen. Ich habe immer hohen Respekt gehabt vor diesem Gehorsam, denn er wußte recht gut, daß es Leute gab, die an dieser seiner Art oft schweren Anstoß nahmen. Aber wenn er seinen guten Tag hatte, so konnte er in hinreißender und oft auch sehr geistvoller Weise zur Nachfolge Christi auffordern. Und auch auf Studentenkonzerten, wo die jungen Leute ihn reichlich kritisierten, machte er doch immer wieder einen tiefen Eindruck, weil man ihm anmerkte, er ist bereit, in jedem Augenblick das Haupt für den Heiland auf den Block zu legen. Für Gemeinschaftsfragen hatte er einen feinen Instinkt. Er hat dem Gnadauer Verband eine Verfassung gegeben, die bis auf eine geringfügige Änderung bis heute uns gedient hat. Es steckt in dem Maß der Gebundenheit und Freiheit, das sie aufweist, eine große Weisheit. Und er war ein wirklicher Bruder. Er, der Graf und Besitzer von drei Rittergütern in Schlesien, konnte dem schlichtesten Bruder mit herzgewinnender Freundlichkeit begegnen ohne eine Spur von Herab-

lassung. Von ihm werden Aussprüche berichtet, die durch ihren Radikalismus z.B. der Kirche gegenüber erschrecken könnten. Aber man mußte bei ihm unterscheiden, wie in der Natur die Luftströmungen, die nahe der Erde sind, und die in den höheren Regionen, die eigentlich das Wetter bestimmen. Wer eine Prognose stellen wollte aus den Luftströmungen über der Erde, kann leicht vorbeiprophezeien. Bei Graf Pücklers sprunghafter Natur konnte er solche Aussprüche tun, die von den tieferen Luftschichten bestimmt waren. Aber das Handeln war von den konstanten Winden in der Höhe bestimmt. Er war ein unbedingter Verteidiger der Selbständigkeit der Gemeinschaftsbewegung gegenüber den kirchlichen Instanzen. Aber er war ein loyales Mitglied seiner Kirche, frei von allem Sektengeist. Als nach dem Ersten Weltkrieg und der nachfolgenden Revolution die verfassunggebende Kirchenversammlung gewählt wurde, ließ er sich auf die Liste setzen und betrat damit einen ihm sonst unbekanntem Boden. Aber er glaubte zu erkennen, wieviel jetzt für die Kirche auf dem Spiele stünde. Da wollte er nicht abseits stehen.

Durch die Beziehungen zu Graf Pückler erlebte ich auch eine sehr eindrucksvolle Waldevangelisation in der Jungfernheide im Norden von Berlin. Dorthin zogen an Sonntagen mit schönem Wetter Tausende von Arbeiterfamilien mit Kind und Kegel und lagerten sich im Walde. Die meisten waren wohl der damaligen Haltung der Sozialdemokraten entsprechend kirchen- und religionsfeindlich. Aber ihre Ansammlung in der Jungfernheide gab Graf Pückler Gelegenheit, mit einem

Häuflein Getreuer auch dorthin zu gehen, einen der vielen kleinen Hügel zu besteigen und ein christliches Lied anzustimmen, was natürlich zu einer Menschenansammlung um den Hügel her führte. Auch ich sollte dort ein Wort sagen. Aber kaum hatte der erste Redner zu sprechen begonnen, so erhob sich ein wahrhaft diabolischer Lärm. Wutschreie deckten die Worte des Redners zu. Für kurze Augenblicke gelang es Graf Pückler noch, das Zuhören der Leute zu gewinnen. Dann mußten wir abbrechen. Von Versammlung zu Versammlung verstärkte sich der Widerspruch und drohten Tötlichkeiten. Der Landrat schrieb deshalb an Graf Pückler, er müsse ihn bitten, die Versammlungen einzustellen, er könne nicht für das Leben seiner Leute garantieren. Bei solchem Kampf Mann gegen Mann unter persönlichen Gefahren war der Graf so recht in seinem Element.

Wenn Prediger Schrenk, der vom früheren Basler Missionar an der Goldküste auf verschiedenen Zwischenstationen der bahnbrechende Evangelist in Deutschland geworden war, auf eine Kanzel stieg, so tat er es im Talar und Bäffchen und begann mit dem Friedensgruß, Textverlesung und Gebet, wie es in der Kirche Brauch ist. Aber dann kamen seine Predigten, seine Evangelisationsreden, klar, wuchtig, praktisch ins Menschenleben eingreifend. Sein Verhältnis zu Gott wurzelte in der Gewißheit, daß, wer an Christum glaubt, in ihm durch den Glauben gerecht ist vor Gott. Ich entsinne mich noch, wie gelegentlich einer Gnadauer Konferenz, als wir von einem Bruder sprachen, der über seine Heiligungslehre später selbst in große innere Not geriet,

Schrenk zu mir sagte: es geht immer schief, wenn der Boden der Versöhnung wegen irgendeiner Stufe höheren Lebens verlassen wird.

In seinem Alter konnte er die überaus anstrengenden Evangelisationen von 8—14 Tagen mit täglich zweimaliger Versammlung und überfüllter Sprechstunde nur noch im Glauben durchhalten. Es machten sich doch die Folgen der schweren Fieber an der Westküste Afrikas geltend, und das Herz wollte oft nicht mehr so, wie es sollte. Als ich aus dem Dienst als Missionsinspektor ausgeschieden war und als freier Evangelist arbeitete, schrieb er eines Tages an mich: „Ich habe heute wieder die ganze Nacht wegen meines Herzens im Lehnstuhl zubringen müssen. Vor mir liegen zwei meiner größten Evangelisationsarbeiten, in Stuttgart und Kassel. Ich muß Schluß machen. Ich bitte Dich, für mich einzuspringen.“ — Ich schrieb: „Dann muß ich erst von den Zusagen entbunden werden, die ich für diese Zeit gegeben habe“. — Die Brüder, die mich dafür gerufen hatten, gaben mich aber dafür nicht frei. So mußte ich leider dem Bruder Schrenk abschlägigen Bescheid geben. Als Antwort bekam ich eine Postkarte: „So muß der Herr mir helfen wie schon tausendmal im Leben“. — An dem letzten Tage seiner Evangelisation in Kassel hatte ich in dieser Stadt zu übernachten und ging in seine Abendversammlung. Die Kirche war übervoll. Aber der Mann mit dem schwach gewordenen Herzen predigte nicht nur in geistlicher Vollmacht, sondern auch mit einer körperlichen Kraft, der man nichts anmerkte. Und hinterher war er noch so wenig erschöpft, daß er

eine ganze Reihe von Anzeigen von Versammlungen, die seine Arbeit jetzt fortsetzen sollten, aus dem Kopf machte. Ich konnte es beobachten, weil ich Platz gefunden hatte oberhalb der Kanzel, von wo aus man erkennen konnte, daß er für diese Anzeigen keine schriftlichen Unterlagen hatte. — „So muß der Herr mir helfen wie schon tausendmal in meinem Leben.“ Männer wie Pückler und Schrenk hat die Gemeinschaftsbewegung nicht mehr. Möchten wir treu erfunden werden mit dem geringeren Pfund, das uns verliehen ist!

Es gehört hierher noch ein Wort über das Verhältnis zur übrigen Kirche. Dasselbe bewegt sich in mannigfachen Abstufungen zwischen zwei Polen: erstens sind wir keine Freikirche und wollen keine Freikirche werden (falls nicht ganz neue umstürzende Umstände eintreten). Zweitens unterstellen wir uns nicht der Leitung der Kirche, sondern leiten unser Werk in voller Selbständigkeit. An dem einen Ort ist dann zwischen den Organen der Kirche, d. h. in der Hauptsache dem Pfarrer, und uns ein brüderliches oder wenigstens freundliches oder ein schiedlich-friedliches Verhältnis, oder aber leider ein gespanntes. Die Schuld liegt dann meist nicht nur auf *einer* Seite, oder Fehler der Vergangenheit wirken sich aus. In den obersten Stellen der Kirchenbehörde weiß man meist sehr wohl, was man trotz unserer Fehler an uns hat. In der preußischen Generalsynode vom Jahre 1925 gelang es mir, im Ausschuß für Gemeinschaftspflege und Evangelisation folgenden Beschluß durchzusetzen: „Die Ausgestaltung und Pflege eines friedlichen und für beide Teile fruchtbringenden Verhält-

nisses zwischen Kirche und Gemeinschaftsbewegung wird besser als durch Einzelbestimmungen auf dem Boden gegenseitigen Vertrauens und gemeinsamen Glaubens gefördert.“ Er wurde auch vom Plenum gebilligt. Abmachungen mit Kirchenbehörden kommen daher kaum vor.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief vom Vizepräsidenten des Ev. Oberkirchenrats in Berlin mit der Anfrage, ob ich bereit wäre, eine der beiden Generalsuperintendenturen in Pommern, nämlich die für Hinterpommern zu übernehmen. Das Schreiben machte mir keine Beunruhigung. Ich erwiderte sehr bald: ich danke für das darin liegende Vertrauen; aber ich glaubte der Kirche und dem Reiche Gottes besser dienen zu können in meiner Stellung als Gnadauer Vorsitzender.

Erschwert ist leider neuerdings das Verhältnis durch die Stellung der „Bekennenden Kirche“. Das liegt einmal an dem Gegensatz zwischen Barthscher Theologie und Pietismus, außerdem aber an dem Leitungsanspruch, den die Bekennende Kirche innerhalb der übrigen Kirche erhebt. Neuerdings werden vereinzelte Stimmen laut, die hoffnungsvoller klingen. Möchte auf beiden Seiten Weisheit und Liebe walten, daß diese Stimmen sich mehren. Ein bemerkenswerter Versuch der Verständigung waren zwei Zusammenkünfte in Stuttgart, bei denen die Bischöfe von Bayern und Württemberg, jeder in Begleitung eines Professors der Landesuniversität und eines hervorragenden Mitgliedes der Kirche, zugegen waren und ich in Begleitung zweier maßgebender Gnadauer. Ein greifbares Ergebnis wurde nicht erzielt.

Aber die brüderlich verlaufende Aussprache wird nicht vergeblich gewesen sein. Das gleiche gilt von zwei größeren Zusammenkünften in Bad Boll zwischen den Führern von hüben und drüben. Nur der zweiten konnte ich beiwohnen. Auf ihr bestätigte sich mir die immer wieder gemachte Beobachtung, daß der auf unserer Seite vertretene biblizistische Standpunkt und drüben der systematisch-dogmatische nicht zueinander finden.

Übrigens ist das Verhältnis der offiziellen Kirche zur Gemeinschaftsbewegung im Laufe der Zeit kein gleichmäßiges. Wenn der Kirche Gefahren drohen, steigen wir in ihrer Wertschätzung. Das war sehr auffallend nach der Revolution, die dem Ersten Weltkrieg ein Ende machte. Preußischer Kultusminister war der durch seine Feindschaft gegen die Kirche bekannte Zehn-Gebote-Hoffmann. Derselbe hatte ohne Frage weitgehende Absichten, der Kirche ihre Güter und ihre Rechte zu nehmen. Er schreckte allerdings zurück, als ihm der Geheimrat Kahl, der bekannte Kirchenrechtslehrer an der Berliner Universität, entgegenhielt: dann werden dem Staate 5000 Prozesse an den Hals gehängt werden. Allmählich sah Herr Hoffmann doch ein, daß man ein Gebilde wie eine jahrhundertalte Volkskirche nicht so einfach wegfeigen kann. Aber zunächst schien die Gefahr groß. Da begann man sich auf die Stillen im Lande zu besinnen. In einer Reihe von preußischen Provinzialkirchen wurden Gemeinschaftsleute auf die Liste gesetzt, so daß wir eine aus etwa 25 Brüdern bestehende Gemeinschaftsgruppe auf der verfassunggebenden Kirchenversammlung hatten. Nicht nur, weil sie in-

folge der Zahlenverhältnisse auf der Synode öfter das Zünglein an der Waage waren, sondern durch die Männer in ihr spielte sie eine beachtete Rolle. Ich wurde 2. stellvertretender Vorsitzender der sogenannten vereinigten Rechten, die aus konfessionellen Lutheranern, Positiv-Unierten und uns Gemeinschaftsleuten bestand. Zu meinem Erstaunen erhielt ich vor Zusammentritt dieser Kirchenversammlung aus dem Ev. Oberkirchenrat die Aufforderung, die Eröffnungspredigt im Dom zu halten. So geschah es denn auch. Was für ein Wechsel der Zeiten: vordem so oft Bekämpfung und Geringschätzung, und jetzt der Gnadauer Vorsitzende auf der Domkanzel zur Eröffnungspredigt! Ein Dokument von diesem Ereignis ist die dort gehaltene Predigt, die auf Antrag eines der konfessionellen Lutheraner im Wortlaut dem Synodalbericht vorgedruckt wurde. Der Hoffmannsturm legte sich. Es blieb eigentlich alles beim alten. Und auf der nächsten Generalsynode war von der bevorzugten Stellung, die man uns eingeräumt hatte, nichts mehr zu spüren. Dieser Wechsel unserer Wertschätzung hat sich auch sonst vollzogen. Er hat mich nie verdrossen und unlustig zum Dienst in der Kirche gemacht, auch auf ihren synodalen Körperschaften. Mehr hat es mich geschmerzt in der Seele der Kirche selbst.

IX. Im Kampf mit dem Schwarmgeist

Wollte ich meine persönlichen Erfahrungen in diesem Kampf schildern, so müßte ich es in der Ausführlichkeit tun, mit der ich es in meinem Buch II. Auflage, Seite 139ff. getan habe. Das käme aber auf eine Wiederholung

hinaus. Ich beschränke mich daher darauf, Grundsätzliches zu den Begriffen schwärmerisches Christentum und Schwarmgeisterei zu sagen. Zumal wenn jemand eine ganz bewußte, zeitlich fixierbare Bekehrung erlebt, und nun sein neues Leben unter ganzer Hingabe an Jesus leben will, so geschieht es leicht, daß er über das Ziel in manchen Stücken hinauschießt. Er nimmt hier und da eine Haltung ein, die etwas Übertriebenes an sich hat. Wachsende Erfahrung gleicht das dann später oft aus. Aber bis dahin sagen die anderen Christen von ihm, er habe ein schwärmerisches Christentum. Der Ausdruck ist insofern berechtigt, als solch ein junger Christ mit seinen Übertreibungen mehr herumschwärmt als gesunde Tritte auf dem Boden der Schrift tut. Man darf das nur nicht damit verwechseln, daß er einen Schwarmgeist habe. Jenes ist eine Kinderkrankheit, dies eine Katastrophe, wenn ein Schwarmgeist bei ihm einkehrt. Bei der letzteren sind stets dämonische Einflüsse im Spiel, und zwar dieses Wort im Sinn des Neuen Testaments verstanden.

Etwas anderes ist es, wenn durch den Schwarmgeist eine ganze Bewegung entsteht und viele wohlmeinende Christen in seinen wirbelnden Strom zieht. Dann muß man unterscheiden zwischen den Mitläufern und den von dem Geist der Bewegung Ergriffenen, bei denen sich dann ekstatische Zeichen kundtun. Ihnen ist im Grunde nicht beizukommen. Das ist ja auch erklärlich. Sie glauben, ein reicheres Maß des Geistes zu besitzen. Wie sollten wir Armseligen ihnen da etwas bieten können? Sie hören erst auf die Kritik, wenn sie in der Bewegung

selbst etwas entdeckt haben oder erleben, was sie befremdet oder ins Nachdenken führt. Die Mitläufer sind natürlich von dem Geist weniger berührt. Aber beeinflußt wird ihr geistliches Leben erklärlicherweise doch, wenn sie in den Versammlungen der Bewegung ihre geistliche Nahrung suchen. Wir haben es so manches Mal erlebt, daß durch Verzug in einen anderen Ort ein solches Mitglied der Pfingstbewegung sich der Gnadauer Gemeinschaft an dem neuen Ort anschloß. Es fiel den Urteilsfähigen bald etwas Fremdartiges auf in der Art der Gebete in den Gebetsstunden und meist auch in den Ansichten über Heiligung. Auch von den anderen, den vom Geist Beherrschten, mag mancher gegen Ende seines Lebens noch zurechtkommen. Ein Freund von mir, Theologe, erlebte den Schmerz, daß eins der eifrigsten und treuesten Mitglieder seiner Gemeinschaft zu den Pfingstleuten überging. Alle seine Bemühungen, sie von ihrem Irrtum auch bezüglich ihres Heiligungsstandes zu überzeugen, schlugen fehl. Nach Jahren ging es mit dieser Frau zum Sterben. Der ganze Ernst der Ewigkeit, vor der sie stand, zerstreute den Nebel. Sie ließ ihren alten Seelsorger zu sich bitten und sagte zu ihm: „Herr Pastor, Sie haben vollkommen recht gehabt. Es gibt für mich jetzt nur eins: die Vergebung der Sünden.“

X. Die Ravensberger und Siegerländer Erweckungsbewegung

Beide Landschaften, damals noch ausschließlich begabt mit einer bodenständigen Bevölkerung, haben ungefähr zu gleicher Zeit eine Erweckung gehabt. Den

Ravensbergern war so etwas schon im 18. Jahrhundert zuteil geworden. Der Mittelpunkt des neu entstehenden Lebens war Friedrich August Weihe, ein seltener Seelsorger und Pfarrer. Aber dann ging der Winter des Rationalismus über das Land. Auf den Kanzeln war das biblische Evangelium fast ganz ausgestorben. Es blieben nur kleine Kreise von Gläubigen, die unter sich zusammenkamen. Und nachdem sie — bemerkenswerterweise — sonntags am Vormittag zu den rationalistischen Pfarrern in die Kirche gegangen waren, lasen sie nachmittags in ihren Versammlungen kernige Predigten alter Meister. Und sie beteten, sie beteten für die Pastoren und für ihr Land und Volk. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts begann die Erhöhung. Der Pastor Johann Hinrich Volkening, Pfarrer von Jöllenbeck, das ungefähr in der Mitte des Ravensberger Landes lag, wurde ihr Führer. Er war ein geistesmächtiger Prediger. Und Gott schenkte es, daß bald ein Pastor nach dem anderen in seine Fußstapfen trat. Der Rationalismus war aus dem Felde geschlagen. Viele, sehr viele wurden gläubig. Die Kirchen füllten sich, es mehrten sich die Stunden, da die gläubigen Bauern unter sich zusammenkamen, meist in Anwesenheit des Pfarrers. Die Pastorenschaft hatte unbedingt die Führung der ganzen Bewegung in der Hand und handelte mit großer Umsicht. Sie gab ihnen ein Sonntagsblatt, sie gab ihnen ein Liederbuch für die freien Versammlungen: „Die kleine Missionsharfe“, sie gründete ein Monatsblatt, mehr für nachdenkliche Leute geschrieben, in dem die Lage der Welt und Kirche von der biblischen Sicht aus

durch einen Sohn Volkenings trefflich dargestellt wurde, und sie sammelte sie politisch in der christlich-konservativen Partei, die nach ihrer Meinung eine wirklich christliche Partei sein sollte mit dem dreifachen Kampfruf: christlicher Staat, christliche Ehe, christliche Schule, und keine Interessenvertretung darstellen sollte, also etwas anderes war als die spätere deutschnationale Partei. Eine so tief geistliche Persönlichkeit wie Superintendent Schmalenbach war ihr Vorsitzender. Und wenn die Quartalversammlungen der Partei gehalten wurden, begann man mit einer Bibelstunde, und dann nach einer Kaffeepause für die weit Hergekommenen besprach man die politischen Fragen. Wie fest die Bevölkerung in diese ganze, wenn man so sagen will, Organisation gefügt war, zeigte sich um das Jahr 1890 bei der Reichstagswahl. Das Verhältnis zwischen Sozialdemokraten und Kirche im benachbarten Bielefeld war ein sehr gespanntes. In Jöllenbeck, eine Stunde von Bielefeld entfernt, gab es noch viele Hausarbeit mit geringem Verdienst, ein guter Nährboden für die sozialdemokratische Agitation. Trotzdem wurden in jener Reichstagswahl um 1890 in Jöllenbeck lauter christlich-konservative Stimmen abgegeben und nur drei sozialdemokratische. Das ist ja ein Gradmesser, an dem man wirklich erkennen kann, wieweit der Sauerteig die Bevölkerung durchsäuert hatte. Aber es ist nicht so geblieben. Die Privatversammlungen gingen mehr und mehr ein. Man hatte genug an der Sonntagspredigt. Und während die Erweckung zunächst einen rein pietistischen Charakter trug, bog sie mehr und mehr in das konfessionell-

lutherische Gleis ein. Ich hörte eine Äußerung aus dem Munde einer ehrwürdigen Pfarrfrau, die noch eine Konfirmandin Volkenings war und die ganze Erweckung mit innerer Teilnahme miterlebt hatte. Im Hause ihres Schwiegersohnes, wo sie sich gerade befand, fand eine Aussprache statt mit den Vertretern der neueren Gemeinschaftsbewegung, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in Ravensberg zu wirken begann. Gegenüber dem Maurermeister Wolk von Bethel, einem der begabtesten Laienevangelisten, denen ich je begegnet bin, saßen einige lutherische Pastoren und stritten mit ihm — in aller Freundlichkeit — über die Bedeutung der Sakramente, über die Frage der Wiedergeburt usw. Die alte Frau Pastorin S. saß mit am Tisch und strickte ruhig an ihrem Strickzeug. Mit einem Mal sah sie auf und sagte nur ganz kurz: als die Erweckung war, war von dem allen nicht die Rede, das haben die Pastoren erst später dazu gemacht. Dabei war sie selber eine Pastorenfrau, wie gesagt, und hatte mehrere Pastorenschwiegersöhne. Die Erweckung war unter der Führung der Pastoren mehr und mehr in lutherisch geprägte Kirchlichkeit übergegangen. Diese erlitt einen schweren Stoß nach Beendigung des Ersten Weltkrieges, wo viele Arbeiter im Ruhrgebiet gesucht wurden und alle Montagfrüh und Samstagnachmittag ein Extrazug die Verbindung zwischen dem Ravensberger Land und dem Ruhrgebiet herstellte. Da kamen die kirchlichen Ravensberger in Berührung mit den kommunistischen Strömungen, und wenn sie über Sonntag zu Hause waren, so mußte der Garten besorgt werden und die Frau sich

um Wäsche und Kleidung kümmern, dazu kamen andere in der Zeit liegende Gründe, so daß das Ravensberger Land gewiß noch im Vergleich mit anderen Gegenden eine gut kirchliche Gegend ist, aber die Erweckung ist, soweit ich es beurteilen konnte, solange ich in Bielefeld und Bethel in diesem Landstriche wohnte, völlig zum Stillstand gekommen. Und in der Pastorenschaft sind wohl nicht wenige, die überhaupt keine Freunde einer Erweckung sind. Das ist zu arg pietistisch.

Ganz anders verlief die Sache im Siegerland. Ein einfacher Mann, brennend für die Sache des Reiches Gottes, war der Ausgangspunkt der Bewegung. Sie breitete sich aus nicht nur im Kreis Siegen, sondern auch in den benachbarten Grenzen. Der konfessionelle Unterschied von Ravensberg war der, daß im Siegerland der Heidelberger Katechismus herrschte. Ein anderer sehr wichtiger Unterschied von Ravensberg bestand im Verhältnis zur Kirche und den Pastoren. Als die Bewegung im Siegerland aufkam, war wohl kein Pastor, der in ihr ein Werk Gottes erkannte. Man war Gegner oder gar Feind. So blieb die Führung ausschließlich in Händen von Laien. Der Gerbereibesitzer Jakob Gustav Siebel in Freudenberg war der geborene Führer und leitete die Bewegung mit großer Weisheit. Welche Kraft das Evangelium im Volke hatte in seiner durchsäuernden Wirkung, kann man daran erkennen, daß im politischen Kampf um die Reichstagswahl wiederholt Adolf Stöcker gegen den Widerstand aller anderen Parteien den Reichstagsitz eroberte. Er war sich dessen ganz bewußt, was für einen großen Anteil an diesem Wahlausgang die Stundenleute

hatten. Das war ja ein ähnlicher Vorgang wie der vorhin aus Ravensberg berichtete. Aber dadurch, daß Laien die Leitung hatten und Pastoren nicht in der Lage waren, die Bewegung, wie man sagt, in die Kirche zu überführen, ist das Siegerland ein Land der Versammlungen geblieben. Es ist wohl kein Ort, in dem nicht Versammlungen sind, und an manchen Orten sind mehrere, da ja auch unter solchen Verhältnissen die Freikirchen immer Eingang finden. Unsere Gemeinschaften aber, das sollten ihre Gegner nicht vergessen, sind ein Schutzwall gegen Abwanderung erweckter Gemeindeglieder in die Freikirchen. Auch hat das Siegerland immer wieder bis in die neueste Zeit Erweckungen erlebt, zwar nicht in dem Umfang wie vor 150 Jahren, aber eben doch Erweckung, hier und da auch gerade unter der Jugend. Die Führer wachten darüber, daß das gespannte Verhältnis zur Kirche nicht zur Kirchenentfremdung oder gar zu Kirchenaustritt führte. Auch jetzt noch ist jeder Pfarrer, der sich als Bruder zu den Stundenleuten hält, ein willkommener Gast, dessen Mitarbeit man gern sieht. Aber wenn ich Ravensberg und Siegerland miteinander vergleiche, so ist die Geschichte dieser beiden Erweckungsbewegungen nach meiner Meinung ein klarer Beweis, daß eine geistliche Bewegung selbständig und unabhängig von der Leitung der Kirche bleiben muß, und daß damit auch der Kirche der beste Dienst geschieht.

XI. Ich und mein Bruder Esel

Der ehrende Zusatz „mein Bruder“ sagt dem Leser wohl von selbst, daß er jetzt keine lustige Bubengeschichte erwarten darf, Erlebnisse mit einem Esel bei Verwandten während eines ländlichen Aufenthaltes in den Ferien. Der Ausdruck „Esel“ ist hier symbolisch zu verstehen und stammt vom heiligen Franz von Assisi. Er hatte bekanntlich ein nahes Verhältnis zu den Tieren, liebte sie, und sie waren seine Brüder. So sprach er von seinem Körper als von seinem Bruder Esel, und soll am Ende seines Lebens gesagt haben, daß er seinen Bruder Esel oft zu schlecht behandelt habe. Das muß ich nun auch sagen. Ich habe oft meinem Bruder Esel Lasten aufgeladen, wie ich es in diesem Maße nicht hätte tun dürfen. Es waren oft nicht Aufträge vom Herrn, welche das Maß der Arbeit übervoll machten, sondern ein Nachgeben gegen Aufforderungen zu auswärtigen Diensten, die man hätte ablehnen sollen. Einige Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges bockte denn auch mein Esel. Zweimalige längere Urlaube stellten die Kraft nicht wieder her. Nach dem zweiten traf ich mit D. Zöllner, meinem damaligen Generalsuperintendenten, zusammen, der mich fragte: „Wie geht es Ihnen nun?“ — Ich konnte nur eine unbefriedigende Antwort geben. Da sagte dieser großzügige Mann: „Sie müssen einmal ein ganzes Jahr Urlaub nehmen“. — Ich war natürlich ganz bestürzt und sagte dem Generalsuperintendenten: „Aber was soll aus meiner Gemeinde so lange werden? Wer soll meine Arbeit dort tun?“ — „Das müssen Ihre Kollegen

in der Gemeinde übernehmen.“ — Ich erwiderte: weder wollte ich diesen solche Last auflegen noch die Gemeinde schädigen, da meine Kollegen ja doch als meine Vertreter neben ihrer eigenen großen Arbeit nur das Notwendigste tun könnten. Wenn ich aber einen vollamtlichen Vertreter fände, so würde ich gern sein Geschenk annehmen. — Es wohnte in Bielefeld ein Agent der rheinischen Missionsgesellschaft, ausgebildeter Missionar mittleren Alters, damals in der Heimat tätig. Ich bat die Leitung der rheinischen Mission, ob sie mir und meiner Gemeinde diesen Bruder für ein Jahr überlassen wollte, indem ich sein Gehalt übernehme (was mir von verwandter Seite zur Verfügung gestellt wurde). Das wurde freundlich genehmigt. Und ich konnte nun beruhigt diesen langen Urlaub beginnen. Ich wollte ihn am Tegernsee zunächst zubringen und hielt mich auf der Reise dorthin in München einige Tage auf. An der dortigen Universität wirkte damals einer der bedeutendsten inneren Kliniker Deutschlands, Prof. von Romberg. Er hatte noch, als er in Tübingen war, meinem Freund Leopold Wittekind bei einer schweren Zuckerkrankheit wichtige Dienste getan. So suchte ich ihn mit meiner Frau auf. Er untersuchte sehr schnell, wozu ihn wohl seine reiche Erfahrung und sein genialer Blick für den ganzen Menschen befähigte. Als nun das Resultat besprochen werden sollte, sagte ich zu ihm, es wäre mir kürzlich das Amt eines Pastors an einem kleinen Diakonissenhaus angeboten worden, dafür würden meine Kräfte noch gut reichen. Der Professor entgegnete: „Sind Sie auf Ihrer jetzigen Pfarrstelle gern?“ Ich

konnte nur antworten, daß es dort in jeder Hinsicht so erfreulich wäre, wie es für einen Pfarrer nur sein kann. Darauf sagte er: „Dann lehnen Sie jenen Ruf ab, Sie werden wieder gesund“. Meiner Frau fiel ein Stein vom Herzen, denn dieser Rat enthielt ja eine Gewißheit der Diagnose, wie sie stärker nicht ausgedrückt werden konnte. Nun kamen seine Ratschläge. Ich hatte ihm gesagt, mein Hausarzt hätte mir geraten, nach Capri zu gehen und mich an den Strand zu legen und nichts zu tun. Er schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: „Davon wird der Mensch auch nicht gesund. Sie müssen nicht nichts tun, sondern Sie müssen etwas ganz anderes tun, als wodurch Ihre Kraft geschwächt wurde. Freilich, gehen Sie nur erst an den Tegernsee und ruhen sich dort gründlich aus. Ihr Spaziergehen richten Sie aber in folgender Weise ein: Sie gehen morgen 20 Minuten spazieren, übermorgen 25, den darauf folgenden Tag 30 Minuten und steigern diese Leistung bis zu einer Stunde und 20 Minuten. Sie müssen aber immer *nach der Zeit* gehen, nie nach dem Ziel.“ Und meine Frau und ich haben oft gelacht, wenn die Minutenzahl erreicht war und wir gehorsam umdrehten, obwohl eine schöne Aussicht ganz nahe war. „Nachmittags nehmen Sie dann zusätzlich in derselben Weise die Steigerung auf, und wenn Sie vor- und nachmittags bis zu diesem Maximum gekommen sind, dann werden Sie selbst wissen, was Sie zu tun haben, und können anfangen, auf die Berge zu gehen“. Ich habe das den abgearbeiteten Leuten zu Nutz und Frommen hier so ausführlich wiedergegeben. Wenn abgearbeitete Kopfarbeiter ins Gebirge gehen, so fangen

sie am ersten Tage womöglich an, gleich diesen oder jenen hohen Berg zu besteigen, überhaupt das Sprichwort anzuwenden: viel hilft viel. Ich rate ihnen, dem Rombergischen Rat zu folgen, solange der Urlaub währt. Es gehört natürlich etwas Selbstbeherrschung dazu, ihn durchzuführen. — Außerdem, sagte der Professor, müssen Sie natürlich geistig etwas tun. Sind Sie vielleicht literarisch tätig? — Ich sagte: Ich gebe eine wöchentlich erscheinende Predigt zusammen mit einigen Mitarbeitern heraus. — Gut, sagte er, also fangen Sie mit Ihrer nächsten Predigt an und arbeiten an ihr 30 Minuten, dann Steigerung um je 5 Minuten bis zu einer Stunde. — Ich lachte und sagte: So kann man keine Predigt machen. — Er erwiderte kurz: Sie müssen es können. — Und ich konnte es tatsächlich und glaube nicht, daß die Predigten darunter gelitten haben. — Und wenn Sie wieder, sagte er, in Ihre Arbeit zurückgekehrt sind, schaffen Sie nie an derselben Arbeit länger als eine Stunde. Er fuhr fort: Nicht wahr, wenn Sie eine größere schriftliche Arbeit vorhaben, setzen Sie sich morgens hin und arbeiten den ganzen Tag bis abends durch? Können Sie sich wundern, daß, wenn Sie den ganzen Tag dieselben Gehirnzellen beanspruchen, schließlich eine Erschöpfung eintritt? — Nun kann man natürlich diesen Rat nicht allseitig durchführen. Aber ich habe es soviel als möglich getan. Zum Beispiel nachdem ich längere Zeit an einer schriftlichen Arbeit gesessen, tat ich für ein paar Minuten etwas völlig anderes, machte Kassensturz, schrieb Ausgaben auf usw. Auch diesen Rat habe ich sehr probat erfunden. Aber er war noch nicht fertig

und fuhr fort: Wenn Sie sich nun am Tegernsee ausgeruht haben, dann rate ich Ihnen, nach Paris in eine stockfranzösische Pension zu gehen, wo kein Mensch ein Wort deutsch versteht. — Warum denn? — Dann können Sie sich mit niemandem über die Probleme unterhalten, die Sie, wie Sie mir gesagt haben, jetzt bei sich gewälzt haben. Dazu beherrschen Sie die Sprache wahrscheinlich nicht genau genug. — Ach, sagte ich, Herr Professor, nun gerade nach Paris würde ich nicht gerne gehen. — Gut, dann gehen Sie nach Oberitalien, wo eine Universität ist. — Ich sagte: Wenn man fünf junge Kinder zu Hause hat, geht man nicht gern so lange Zeit außer Landes. — Der Professor: Sie können hingehen, wohin Sie wollen, wenn Sie nur begriffen haben, daß das, was Sie tun, etwas völlig anderes sein muß, als was Sie bisher getan haben. — Nun gibt es in Tübingen das Deutsche Institut für ärztliche Mission, nach den Anfangsbuchstaben der Worte von den Studenten stets abgekürzt in Difäm. Auf dieses Difäm schickten die Missionsgesellschaften geeignete Missionare, damit sie in den Grundlagen der Medizin unterrichtet wurden, um draußen auf ihren Stationen, auf denen kein Arzt in der Nähe war, soweit als möglich helfend einzugreifen. Nun riet mir ein Schwager, der Leiter einer Heilanstalt für Gemütskranke war: Ich würde an deiner Stelle einen Teil dieses Kursus mitmachen und du siehst dir mal den Menschen von dieser Seite an. Der mir freundlich gesinnte Leiter des Difäm, Prof. Olpp, gab seine Genehmigung. Ich übersiedelte mit meiner Frau dorthin und beteiligte mich nun an dem ersten, täglich zweistündigen Unterrichtsgegen-

stand, der Anatomie, 6 Wochen lang. Unser Lehrer war ein außerordentlicher Professor der Medizin, der sich in seinen akademischen Ferien mit einer geradezu rührenden Hingabe dieser Aufgabe unterzog und in seinem Eifer, den Missionaren möglichst viel beizubringen, oft statt zwei Stunden auch drei unterrichtete. Dann folgte noch die Teilnahme an den nächsten beiden Kursen für Physiologie und Pathologie von je drei Wochen Länge. Ich war für diesen Blick in den menschlichen Organismus sehr dankbar, und das Interesse wurde davon hingenommen. Darüber kam Weihnachten, das ich zu Hause zubringen wollte, vor der Gemeinde inkognito. Dort traf mich ein Brief von dem Schriftführer des Vereins für Versorgung von Kurorten mit evangelischen Gottesdiensten. Er fragte mich, ob ich ihm jemand für Capri empfehlen könnte. Dort war eine kleine, schmucke Kapelle gebaut und von Januar an sollten dort Gottesdienste gehalten und die auf Capri wohnenden Deutschen besucht werden. Ich schrieb ihm zurück, ich wisse keinen, aber wenn sie damit vorlieb nehmen wollten, daß ich die sonntäglichen Gottesdienste hielte, dann sei ich bereit. Sie waren es. So ging ich acht Wochen nach dieser Insel mit ihren wunderbaren Blicken auf den rauchenden Vesuv, das blaue Meer und die Gebirge des gegenüberliegenden Festlandes. Dann ging es in Etappen in Rom und Venedig und Bozen heim. Es ist nun vielleicht für Schicksalsgenossen wichtig, daß ich sagen muß, ich fühlte mich subjektiv gar nicht in dem Maße erholt, als man nach alle dem erwarten sollte. Aber es waren offenbar die vorher verbrauchten Reserven des

Körpers wieder aufgefüllt. Und als kurze Zeit nach meiner Heimkehr der Erste Weltkrieg ausbrach, konnte ich die vermehrte Arbeit und Gemütsanstrengungen sehr gut ertragen und habe auch nachdem meine Aufgaben erfüllen können.

XII. In einer Segensstätte am Zürichsee

Gott hilft Kranken auf zweierlei Weise: durch ärztliche Kunst oder Naturheilmethoden und durch sein unmittelbares Eingreifen ohne alle menschlichen Mittel. Am Zürichsee liegt eine Segensstätte, in der auf diese letztere Weise viele leibliche und seelische Hilfe erfahren haben. Die Entstehung dieser Stätte ist wunderbar. In dem halb städtischen, halb ländlichen kleinen Ort Männedorf, am Nordufer des Sees, arbeitete in einer Posamenterie ein junges Mädchen aus armer, kinderreicher Familie, Dorothea Trudel. Sie führte ein Leben mit Gott. Einige Arbeiter in der gleichen Fabrik erkrankten schwer. Das Herz der Jungfer Trudel, wie sie später immer genannt wurde, wurde von Mitleid bewegt. Sollte der Herr Jesus denn heute nicht helfen und heilen können wie in seinen Erdentagen? Sie betete unter Handauflegung mit ihnen, und sie wurden gesund. Das sprach sich natürlich herum. Eine Dame redete ihr dringend zu, Kranke in ihr Haus aufzunehmen. Jungfer Trudel lehnte entschieden ab, sie fühle sich nicht dazu berufen. Da schickte ihr jene Dame einfach Kranke ins Haus, darunter eine durch sehr schweres Erleben in ihrem Gemüt zerrüttete Frau Pfarrer. Sie genas und wurde und blieb ein glücklicher Mensch. Schließlich

kaufte Jungfer Trudel auf ständig sich mehrende Bitten ein zweites Haus, um Angefochtene aufzunehmen. Auch äußerlich legte sich der Segen auf das entstandene kleine Werk. Wer jetzt von der Dampferhaltestelle bergaufwärts die Eisenbahnüberführung durchschreitet, betritt ein großes, weites Gelände mit vielen Obstbäumen und darin verstreut liegenden Häusern, das Ganze gekrönt von einer Kapelle hoch auf dem Berg.

Das entstandene Bibel- und Erholungsheim nennt der Volksmund die Zellersche Anstalt. Woher stammt dieser Name? Die Arbeit der Jungfer Trudel wuchs. Erst hatte sie sich beschränkt auf Wortverkündigung vor Kindern, die sie in einer Sonntagsschule in ihrem Hause sammelte. Aber je mehr die Zahl der hilfeschuchenden Gäste in ihrem Haus bzw. ihren Häusern wuchs, um so mehr drängte es, daß sie auch ihnen mit dem Worte Gottes diene. Täglich zwei Versammlungen (anfangs sogar noch mehr) und eine immer mehr sich ausdehnende Seelsorge, wofür sie eine ganz besondere Gabe besaß, überschritten ihre Kräfte. Da nahm sie als Gehilfen Samuel Zeller in ihr Haus, einen Sohn der in der Schweiz und Süddeutschland hochgeschätzten Familie Zeller in Beuggen am Rhein, wo Samuels Vater ein Seminar für Armenschullehrer und ein Internat für solche Kinder errichtet hatte. Dieser Zeller war eine hochbedeutende Persönlichkeit, ein begnadeter Erzieher. Als Pestalozzi einmal Schloß Beuggen besuchte, sagte er: hier ist verwirklicht, was ich nur immer angestrebt habe. Samuel Zeller kehrte im Jahre 1857 an Leib und Seele krank zum erstenmal in Männedorf ein und kehrte an

Leib und Seele geheilt glücklich nach Hause zurück. Diesen noch verhältnismäßig jungen Mann nahm die Jungfer Trudel als ihren Gehilfen. Nach ihrem Tode wurde er Leiter der Anstalt. Als er schon alt geworden und seine Kraft schon ein wenig vermindert war durch einen erlittenen Schlaganfall, beschloß ich, nach Männedorf, von dem ich schon so viel gehört hatte, zu gehen in der Hoffnung, dort die Stärkung zu finden, deren ich für meine Gesundheit bedurfte. Als mich Samuel Zeller zum erstenmal in sein Sprechstübchen lud und wir beide nebeneinander auf dem Sofa saßen, sagte ich zu ihm: Sie müssen nicht denken, daß ich hierher gekommen bin, um auf jeden Fall gesund zu werden. — O, antwortete er, machen Sie sich keine Sorgen. Bei uns geht es nach dem Vaterunser: zuerst kommt Dein Name, Dein Reich, Dein Wille, und danach erst unser täglich Brot. Dementsprechend hörte ich einmal in einer Gebetsstunde von ihm einen sehr charakteristischen Ausspruch. Nachmittags war nicht immer eine längere Bibelstunde, sondern nach einer kürzeren Einleitung wurden Briefe verlesen mit Bitten um Hilfe in geistlicher und leiblicher Not, die aus ganz Deutschland und der Schweiz und darüber hinaus nach Männedorf strömten. Da las er eines Nachmittags (natürlich ohne Ort und Namen) einen Brief einer mit Männedorf durch viel Leid schon verbundenen Familie, die von einem neuen, kaum tragbaren Leid bedroht wurde. Da schrieb eine Tochter an Zeller, indem sie um Fürbitte bat: nun *muß* doch Gott helfen. Er schaute mit seinen freundlichen Augen über die Brille hinweg in den Saal mit seinen Zuhörern und sagte:

Gott muß? Gott muß nie! So pflegte er auch gelegentlich zu sagen: Gott hat nicht nur ein Medizinaldepartement, sondern auch ein Erziehungsdepartement. Man befand sich also bei ihm in glaubensstarken, aber nüchternen Händen. Er legte auch mir die Hände auf und betete mit mir. Ich wurde jedoch in Männedorf selbst nicht gesünder; aber seinen Bibelstunden beizuwohnen war Belehrung und Freude. Ich habe wohl keinen zweiten in meinem Leben kennengelernt, der die Bibel so souverän beherrschte und ihren übrigen Inhalt zu dem jeweiligen Text heranzuziehen verstand. Er kam mir vor wie ein künstlerisch begabter Organist vor einer Orgel mit sehr vielen Registern, der diese Orgel meisterhaft spielt. Daß er etwas reichlich die Methode der Allegorie anwandte, um die Texte im Alten Testament fruchtbar und praktisch zu machen, störte mich nicht, da das, was er allegorisch deutete, stets im Zusammenhang mit der ganzen Heiligen Schrift stand und nicht wie bei den Allegoristen so oft einzelnen Spezialfündlein diente. Aber ich reiste von Männedorf nach etwa fünfwöchigem Aufenthalt ab, wie ich gekommen war. Die starke Angegriffenheit meines Herzens zeigte sich darin, daß der Puls unregelmäßig war, je beim 7. oder 15. oder 20. Schlag setzte er aus, in um so kürzeren Pausen, je mehr ich den Bruder Esel überanstrengt hatte. Und das blieb in Männedorf so. Die Heimreise unterbrach ich in Bad Nauheim, um im dortigen Hospiz zu übernachten. Nachdem ich etwas geschlafen hatte, wachte ich mit der sofort sich einstellenden Empfindung auf: jetzt will Gott etwas an dir tun. Ich kniete nieder und sagte: Gott, ich

möchte empfangen, was Du geben willst. Da schlug mit einem Mal von diesem Augenblick an mein Herz normal, und so ist es dann viele Jahre geblieben, außer wenn ich einmal wieder zu unvernünftig gearbeitet hatte.

Vielleicht darf ich ein zweites, späteres Erlebnis beifügen. Es war das Jahr 1941 herangekommen und ich 75 Jahre alt geworden. Ich war sehr müde und reiste in diesem Zustand im Januar zur großen dreitägigen Vorstandssitzung in Salzuflen, deren Leitung die Kraft immer sehr stark beanspruchte. Ich kam erschöpft in Salzuflen an, und als ich mich zu Bett gelegt hatte, fragte ich mich: wie soll das jetzt mit den drei Tagen gehen? Da kam mir der Gedanke: schau noch mal in der Losung nach. Und siehe: der alttestamentliche Spruch 5. Mose 33, 25 lautete: dein Alter sei wie deine Jugend. Ich konnte das fassen als eine mir gegebene Verheißung und habe in der Kraft dieses Glaubens in den darauf folgenden Jahren die höchst anstrengenden Versammlungen und Konferenzen in voller Frische leiten können. Und wenn damals in einem Pressebericht stand: der betagte Vorsitzende hat mit Jugendfrische seinen Dienst tun können, dann dachte ich bei mir: wenn der Schreiber wüßte, woher das stammt! Ich wollte es nicht an die große Glocke hängen. Das hat so lange gewährt, bis Gott mich aus der Gnadauer Arbeit spannte, weil dieser Kraftzufluß aufhörte. Möchten doch alle überlasteten Brüder bedenken und wissen, daß es außer Medizin und Naturheilkunde noch einen anderen Weg gibt, auf dem Gott hilft.

XIII. Zum Beschluß

Das Buch „Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium“ trug viel mehr den Charakter einer systematischen Darstellung in vielfacher Beziehung, während das vorliegende Büchlein sich in der Hauptsache beschränkt auf berichtende Darstellung. Aber so wie jenes Buch nach mannigfachem Zeugnis Lesern gedient hat, so hoffe ich auch von diesem, daß alles Gesagte Salz enthält und Frucht bringt.

Vom gleichen Verfasser ist in 2. Auflage erschienen:

**Erkenntnisse und Erfahrungen
aus fünfzigjährigem Dienst
am Evangelium**

208 Seiten / Halbleinen DM 5.80

Bitte beachten Sie die Besprechungen des Buches
auf den folgenden Seiten!

„Das Buch, das auf der einen Seite weniger als eine Selbstbiographie, auf der anderen Seite sehr viel mehr, und zwar einen Beitrag zu der Kirchengeschichte von etwa dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts bis heute gibt, sollte jeder junge Pfarrer lesen, wie früher die Büchselnischen Erinnerungen den Vikaren in die Hand gegeben wurden. Das große Thema des Lebens und dieses Buches von D. Michaelis ist das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft. Es ist bekannt, welche großen Verdienste Michaelis für das positive Verhältnis zwischen beiden hat. Wir begleiten ihn in seiner Berliner Gemeinde und dann im Westen im Bielefelder Pfarramt, in seiner Tätigkeit als Missionsinspektor, freier Evangelist, Mitarbeiter an der Theologischen Schule in Bethel und als Vorsitzender des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. Besonnene Ratschläge erhalten die Gemeindepfarrer für ihr Verhalten zur Gemeinschaft und in der Beurteilung des Pietismus, der ein Erkenntnisgut, das unaufgebar für die Kirche ist, bewahrt.“ (Evang. Preßverband für Deutschland.)

„Ich habe diese zweite erweiterte Auflage fast in einer einzigen Nacht durchgelesen. Hier spricht der Mann, der wie kaum ein anderer die Kirchen- und Gemeinschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte an führender Stelle miterlebt hat. Hier kommen all die Fragen zur Sprache, die uns im Blick auf Kirche und Gemeinschaft heute bewegen. Und wir spüren jeder Zeile an, daß hier einer spricht, der all seine wichtigen Lebensentscheidungen im Heiligtum mit Gott besprochen.“ (Pastor W. Busch, Essen.)

„Michaelis behandelt eine Fülle von Problemen, die uns beschäftigen. Durch Barth ist der Pietismus sehr zu Unrecht in Verruf getan worden. Michaelis ist ein überaus eindrucksvoller Vertreter eines echten biblischen Pietismus, der mit theologischem Weitblick und kirchlichem Verantwortungsgefühl gepaart ist. Sein Lebensweg hat ihn mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten zusammengeführt. Für das Problem der Gemeinschaftsbewegung ist das Buch geradezu eine Fundgrube.“ (Deutsches Pfarrerbblatt.)

„Historisch instruktiv, zeugniskräftig und unterrichtend über das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft...“
(Weg und Wahrheit.)

„D. Walter Michaelis, der langjährige Führer der deutschen Gemeinschaftsbewegung, tritt in seinem Buche biblisch nüchtern und überzeugend für Recht und Raum des Pietismus in der Kirche ein. Wie wohl kein anderer vermag er aus Erfahrung und aus gründlichem Verständnis des Neuen Testaments heraus reife und abgewogene Urteile abzugeben, sowohl zu den Fragen, die biblisch-theologisch und praktisch zwischen Kirche und Pietismus strittig sind wie auch zu den andern, die die Gemeinschaftsbewegung in ihrem eigenen Bereich durchdenken und durchkämpfen mußte. **Verfaßte Kirche und freie Bewegung, Pfarramt und Laientätigkeit, objektive Geltung von Wort und Sakrament und pietistische Bekehrungs- und Heiligungspredigt, „englische“ Einflüsse auf die deutsche Gemeinschaftsbewegung und besonders ihr Liedgut** (über die „Reichslieder“ wird sehr Klärendes gesagt), **Pfingstbewegung und Schwarmgeist — wer in diesen und andern wichtigen Fragen kein vorschnelles, unreifes und gefühlsseliges, sondern ein geklärtes, gründliches und schriftgemäßes Urteil sucht, das er dann auch mit Kraft und Überzeugung vertreten kann, der lese und durchdenke dieses Buch!**“
(P. Arno Pagel.)

„...Eine große Hilfe, um richtige und wichtige Entscheidungen treffen zu können.“

(Liebenzeller Gemeinschaftsbote.)

„Liebe und Festigkeit, Weite und Weisheit, Klarheit und Entschiedenheit kennzeichnen dieses Buch.“

(„Dein Reich komme!“)

„Es wird immer das Wesentliche mitgeteilt, das Erlebte, Erfahrene und oft Erlittene. Und über dem allen liegt die Abgeklärtheit eines reifen und sich vollendenden Lebens.“
(Männliche Diakonie.)

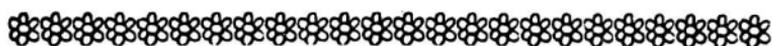
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen. „Evang. Allianzblatt“.

Nun sind sie wieder da, die schon früher so beliebten äußerlich schmucken und inhaltlich wertvollen Bändchen der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ (früher: „Menschen, die den Ruf vernommen“) . . . Wir sollten uns in unseren Tagen mehr denn je der Männer und Frauen entsinnen, die als wahrhafte Zeugen des gegenwärtigen Gottes ihren Lebensweg gingen. Welche Kraft und welcher Segen von Persönlichkeiten ausgeht, die ununterbrochen in direkter lebendiger Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus stehen, davon legen diese Lebensbeschreibungen ein beredtes Zeugnis ab. Es ist etwas Köstliches, diese Büchlein zu lesen . . . ich wünschte sie in jedes Haus, insbesondere aber in jede christliche Familie. „Die Jugendhilfe“.

Diese Bändchen sind hübsche und bewährte Geschenkbüchlein, deren Wollen damit gekennzeichnet ist, hier „Heilige im biblischen Sinn, welche durch die Gnade frei und froh geworden sind“, vor die Augen des Lesers zu stellen, „deren Leben ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst ist und die zum Segen ihrer Mitmenschen werden“. *In diesem Büchlein stecken Schätze für die Geschichte christlicher Frömmigkeit und Erkenntnis. „Für Arbeit und Besinnung“.*



HANS FRIEDRICH LAVATER

Bad Boll durch dreihundertfünfzig Jahre (1595-1945) und beide Blumhardt (1805-1919)

Historisches und Erlebtes

160 Seiten mit Abbildungen, Kart. DM 3,50; Halbl. DM 4,40;
Leinen DM 5,25

Hans Friedrich Lavater bietet im vorliegenden Büchlein etwas Originales und Besonderes... Nach einer kurzen Schilderung der Gründung und Geschichte des „Wunderbades“ in einem ersten Abschnitt erzählen zwei weitere Abschnitte von Blumhardt Vater und Sohn, ihrem Leben und ihrer Gemeinde Möttlingen mit ihren Früchten und Konflikten, der außerordentlichen Bevollmächtigung zum Priesteramt an Ungezählten, der Loslösung aus Möttlingen und Übersiedlung nach Bad Boll, der dortigen segensreichen Arbeit, der Nachfolge des Sohnes und seiner weitreichenden Tätigkeit, seiner Begegnung mit dem Sozialismus und seinem Unverstandensein. Eine sorgfältig und feinsinnig zusammengestellte Konkordanz von Gedanken und Aussprüchen führt in Geist, Wesen und Botschaft dieser Gotteszeugen ein...

(Pfarrer P. Colditz, Bad Boll.)

ERNST FISCHER

Ein Baumeister am Tempel Gottes

Werden und Wirken von Pastor Jos. Simsa

110 Seiten, kartoniert DM 2,40

Ein Büchlein, so recht nach dem Herzen eines missionsfreudigen Christen. Noch über das Grab hinaus muß man dem tapferen Zeugen und Bekenner aus dem Mährenlande von Herzen dankbar sein, daß er als einer der Bahnbrecher moderner Evangelisation und biblischer Gemeinschaftspflege unermüdlich in Ost und West unseres Vaterlandes, für seinen Herrn tätig war. Wie oft bin ich in den vergangenen Jahrzehnten auf die geistlichen Spuren Simsas getroffen und bedaure nach dem Lesen des so flüssig geschriebenen kleinen Lebensbildes um so mehr, ihn nie persönlich gesprochen zu haben. Ich empfehle kräftige Verbreitung dieses Buches. Es wird viele Nachfolger Christi zu neuem Eifer und größerer Treue ermuntern.

(Lic. Brandenburger in „Dein Reich komme!“)



Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh**, Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Pastor Ernst Senf. (14.—23. Tsd.) 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch**, Ein fröhlicher Christ. Von Pastor Wilhelm Busch. (21.—30. Tsd.) 76 Seiten.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt**, Von Dr. Alo Münch (11. bis 20. Tsd.) 96 S.
- 4 **Carl Hilty**, Ein Freund Gottes. Von Dr. Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller**, Gottes Werk und Werkzeug. Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte**. Von Marg. Wurmb v. Zink. (22.—31. Tsd.) 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius**, Der Wandsbecker Bote. Von Dr. Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede**, Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling**, Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt**, Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Dr. Friedrich Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach**, Der Thomaskantor. Von Dr. Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler**, Die Mutter der Vereinsamen. Von Alfred Roth. 80 Seiten.
- 16/17 **D. Otto Funcke**, Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Pastor Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa**, Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.

Band

- 20 **Curt von Knobelsdorff**, Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Pastor Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Freilin von Seckendorff-Gutend**, Eine Mutter der Kranken und Schwer-mütigen. Von Heinrich Petri. 80 Seiten.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels**, Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 104 Seiten.
- 24 **Elias Schrenk**, Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser**, Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. (3. Aufl.) 96 S.
- 27/28 **Ludwig Richter**, Künstler und Christ. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S.
- 29/30 **Ludwig Hofacker**, Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Pastor Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**, Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin**, Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi**, Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon**, Prediger von Gottes Gnade. Von Pastor Ernst Bunke. (2. Aufl.) 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis**, Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi**, Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von D. Otto Eberhardt. (2. Aufl.) 88 S.